

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Die Nippon-Fahrer oder das wiedererschlossene Japan**

**Steger, Friedrich Johann Heinrich Karl Wilhelm**

**Leipzig, 1861**

Die Europäer in Japan

[urn:nbn:de:bsz:31-260603](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260603)



## Die Europäer in Japan.

Die ältesten Nachrichten über Japan. — Die erste Landung von Europäern. — Die Portugiesen und die Glaubensboten. — Große Christenverfolgung. — Vertreibung der Portugiesen. — Die Holländer. — Die Formen ihres Verkehrs. — Versuche der Engländer. — Die Russen: Larmann, Resanoff, Krusenstern, Golowin. — Amerikaner und Engländer: Stewart, Bellin. — Mercator Cooper. — Cecilie und Biddle. — Glynn. — Commodore Perry schlägt eine Expedition nach Japan vor. — Fahrt bis zu den Siu-siu.

**D**ie ersten Nachrichten, die man in Europa über Japan erhielt, brachte der Venetianer Marco Polo 1295 von seinen langen Reisen in Asien mit. Er erzählte von einem Lande östlich von China, das er nicht selbst gesehen habe, von dem er aber wisse, daß die Bewohner von Kathai (China) viel mit ihm handelten und Gold, Perlen und Gewürze von dort holten. Das Land bestehe aus einer großen Insel, Zipangu genannt, nebst einer Menge kleinerer, und sein Reichthum sei ein so unermesslicher, daß der Kaiser in einem mit Goldplatten gedeckten Palaste wohne. Diese Erzählung Marco Polo's nahm nicht bloß den Sinn seiner Zeitgenossen gefangen, sie erhielt sich vielmehr im Gedächtniß der Menschen zwei Jahrhunderte lang. Als unser Martin Behaim, der Entdecker einer der Azoren, 1492 seine berühmte Erdkugel anfertigte, trug er auf sie, dreizehn Längengrade von dem chinesischen Kanghu (Hang-tschu-fu), die Insel Zipangu ein. Um den westlichen Weg zu diesem Tabellande und seinen 7456 Gewürzinseln aufzufinden, lief Christoph Columbus am 3. August 1492 von Palos aus. In San Salvador glaubte er eine jener Inseln entdeckt zu haben, und sein Wahn wurde bestärkt, als die Indianer der andern Eilande, die er besuchte, auf eine große Insel im Südwesten hindeuteten, wo es Edelsteine, Perlen, Gold, Gewürze und Baumwolle im Ueber-

fluß gebe. Die Insel, welche die armen Wilden mit ihrer Zeichensprache meinten, war Cuba, und kaum hatte Columbus den alten Kanal bei Puerto del Principe erreicht, als die Schönheit der grünen Inselgruppen, die sich seinen Blicken darboten, vor seine Einbildungskraft das Bild „der unzähligen Eilande, die wir auf unsern Karten im äußersten Osten wahrnehmen“, zauberte. „Ich glaube“, trug er in sein Tagebuch ein, „daß diese kleinen Gruppen an Gewürzen und Edelsteinen reich sind, und daß ihre Zahl gegen Süden zunimmt.“ Auf Cuba überzeugte er sich nun freilich, daß hier Zipangu nicht sei, und übertrug den Namen zugleich mit seinen hohen Erwartungen auf Hayti. An Zipangu lag ihm indessen weniger als an Kathai, und er hielt fortwährend Dolmetscher in Bereitschaft, die den Großhan der Tataren in arabischer, chaldäischer und hebräischer Sprache anreden sollten. Die feste Ueberzeugung, die zu Zipangu gehörenden Inseln gesehen zu haben, verließ ihn bis zu seinem Tode (1506) nicht. Ja noch 1534 wurde eine Weltkarte gezeichnet, die sich jetzt auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar befindet, auf der fünf Grade westlich von Veragua „Zipangu, reich an Pfeffer und Gold“, eingezeichnet ist.

Siebenunddreißig Jahre nach dem Tode des großen Entdeckers gelangten die ersten Europäer nach dem wirklichen Japan. Widrige Winde verschlugen ein portugiesisches Schiff und trieben es an die bis dahin unbekannte Küste der Insel Kjusiu. Den Japanern war dieses Ereigniß ein so merkwürdiges und das Neufere der Fremden ein so auffallendes, daß sie beide durch Schrift und Bild verewigten. Von dem Gemälde, das ihre Künstler aufnehmen mußten, ist uns nichts bekannt, der Bericht in den japanischen Jahrbüchern lautet nach Siebold's Uebersetzung: „Unter dem Mikado Konara und dem Siogun Jose Faro, im zwölften Jahre des Nengo Tenbun, am zweiundzwanzigsten Tage des achten Monats (im Oktober 1543) landete ein fremdes Schiff bei Tanega Sima, in der Nähe von Kura in der entfernten Provinz Nisimura. Die Schiffsmannschaft, die aus ungefähr 200 Personen bestand, hatte ein sonderbares Neufere, die Sprache der Fremden war unverständlich, und Niemand wußte etwas von ihnen und von ihrem Vaterlande. Am Bord war ein Chinese Namens Gohu, der das Schreiben erlernt hatte, und von ihm erfuhr man, daß das Schiff den Nanban (Barbaren des Südens) gehöre. Am sechsundzwanzigsten Tage des Monats führte man die Fremden in den Hafen Aki-oki im Nordwesten der Insel, und Toki Taka, Statthalter von Tanega Sima, ließ genaue Nachforschungen anstellen, wobei der Priester Tshy-syu-zu als Dolmetscher diente. Am Bord des Schiffes der Nanban waren zwei Befehlshaber, Mora Syukia und Krista Muta. Sie trugen Gewehre und machten die Japaner zuerst mit dieser Waffenart und mit der Bereitung des Schießpulvers bekannt.“ Die Portugiesen, deren Namen die japanischen Jahrbücher in verstümmelter Form wiedergeben, hießen Antonio Mota und Francesco Zeimoto. Zwei Jahre später besuchte ein dritter Portugiese die Insel, Fernan Mendez Pinto, der aber bei seinen Zeitgenossen als Lügner verrufen war, so daß seine Erzählungen keinen Glauben fanden. Sie haben sich indessen größtentheils bestätigt.

Die Japaner legten den Portugiesen keine Hindernisse in den Weg und gewährten vielmehr allen, welche kamen, die gastfreundlichste Aufnahme. Der Handel kam mächtig in Schwung, und die Portugiesen verdienten dabei hundert Procent. Wie der alte ehrliche Kämpfer versichert, führten sie jährlich allein an Gold 300 Tonnen, die Tonne im Werth von 57,000 Thalern, mit sich fort. Im Jahre 1636, als ihr Handel schon sehr abgenommen hatte, verschifften sie von Nagasaki noch 2350 Kisten Silber oder einen Werth von 2,350,000 Taels (der Tael = 28 Silbergroschen). Portugiesische Händler verheiratheten sich vielfach mit reichen Japanerinnen, so daß in den Hafenstädten der Unterschied zwischen Einheimischen und Ausländern zu verschwinden anfing. „Wäre der Handel so fortgegangen“, sagt Kämpfer, „so würden Goa und Makao, die beiden portugiesischen Stapelplätze östlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung, zu einem Reichthum gelangt sein, wie ihn Jerusalem in Salomo's Zeit besaß.“

Den Kaufleuten folgten die Glaubensboten auf dem Fuße. Ein junger Japaner Homjiro hatte 1549 aus seinem Vaterlande flüchten müssen und war in Goa zum Christenthum bekehrt worden. Als er zurückkehrte, begleitete ihn Franz Xaver, der Mitbegründer des Jesuitenordens. Dieser wahrhaft bedeutende Mann, der eben so viel Talent als Muth besaß, gewann durch seine große Demuth, sein tugendhaftes Leben, seine Uneigennützigkeit und seine Freigebigkeit gegen Arme und Kranke die Herzen der Japaner. Die Bekehrungen erfolgten zu Tausenden, und nicht blos Bungo, wo die Portugiesen ihre Niederlassungen hatten, sondern auch die übrigen Provinzen bevölkerten sich mit Christen. Die ersten Glaubensboten wissen in ihren Briefen und Schriften die Gelehrigkeit und die günstige Stimmung der Landesbewohner nicht genug zu rühmen. „Wenn ich von den Japanern spreche“, sagt Franz Xaver, „kann ich nicht wieder aufhören. Sie sind das Entzücken meines Herzens.“ Als er 1551 Japan verließ, um schon im nächsten Jahre in China am Perlfusse, nicht weit von Makao, zu sterben, schien das Werk der Bekehrung gesichert zu sein.

Diese günstigen Verhältnisse änderten sich bald, und zwar durch die Schuld der Glaubensboten selbst. Den klugen Jesuiten drängten sich ungestümere Orden nach, Dominikaner, Augustiner und Franziskaner. Nicht genug, daß diese roheren Mönche wie Fanatiker bekehrten, gaben sie durch ihren Hochmuth, ihre Prachtliebe und ihre Goldgier täglichen Anstoß. Selbst die einheimischen Christen führten über sie Klage. Im Jahre 1596 kam ein Fall von geistlichem Hochmuth vor, der fast wie ein Majestätsverbrechen betrachtet wurde. Ein Bischof, der einem Staatsrath auf der Landstraße begegnete, verließ seine Sänfte nicht und machte sich dadurch des größten Verstoßes gegen die Etikette schuldig. Die Klage des Beleidigten gelangte bis zum Kaiser, der bereits Beschränkungen der übermüthigen Christen angeordnet hatte und nun noch mehr erbittert wurde.

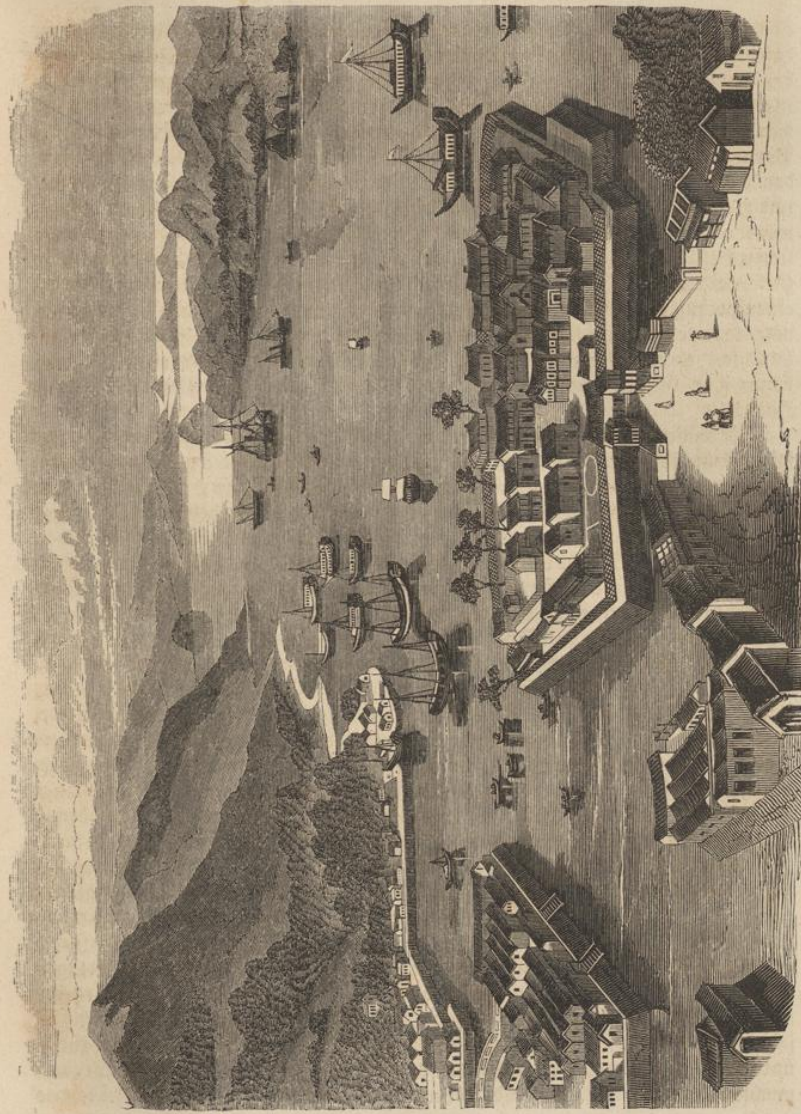
Die Einmischung der Portugiesen in die innern Angelegenheiten beschleunigte ihren Untergang. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts saß Taikō Sama, ein energischer und kluger Mann, auf dem Throne der Sioguns. Er ist es, der die Würde des Mikado zu einem Schatten gemacht und durch die Unterdrückung der

Lehnsherrn den Grund zu dem jetzigen System gelegt hat. Als er starb (1598), hinterließ er als Erben seines Throns einen sechsjährigen Knaben Hyde Yori, den er, um ihm die Herrschaft zu sichern, mit einer Enkelin Iyeyas', des mächtigen Fürsten von Mikawa, verlobt hatte. Nach dem Tode Taiko Sama's griffen die Fürsten zu den Waffen, um ihre alte Macht wieder zu erlangen, und Iyeyas benutzte diese Wirren, die Würde des Siogun zu erlangen. Er führte gegen den rechtmäßigen Thronerben offenen Krieg, und die Jesuiten und ihre Zöglinge nahmen sämmtlich für den letztern Partei. Sie hofften nicht ohne Grund, daß er zum Christenthum übergehen werde. Zum Unglück für sie erlag Hyde Yori und verlor 1516 seine letzte Festung Dhosaka, mit ihr wahrscheinlich sein Leben.

Der siegreiche Iyeyas richtete seine Macht gegen Alles, was in Japan noch Unabhängigkeit besaß, und in erster Linie gegen die Christen. Die Verfolgungen, denen diese Unglücklichen ausgesetzt wurden, trugen einen politischen Charakter, und mit so beispielloser Grausamkeit man gegen sie wüthete, zeigte man auf der andern Seite eine gewisse Mäßigung. Während die japanischen Christen zu Tausenden gefoltert, enthauptet, gehängt, gekreuzigt, in siedende Teiche gestürzt wurden, verbannte man die fremden Priester bloß und ließ die portugiesischen Kaufleute ihren Handel, wenn auch in beschränkter Weise, fortführen. Früher hatte ihnen das ganze Reich offen gestanden, jetzt beschränkte man sie auf Desima, eine künstliche Insel im Hafen von Nagasaki, die man eigends für sie baute. Daß sie bald darauf ganz vertrieben wurden, bewirkten die Holländer.

Ein Engländer, Wilhelm Adams, führte das erste niederländische Schiff nach Japan. Er befand sich als Lootse am Bord des Admiralschiffs einer kleinen Flotte von fünf Segeln, die am 24. Juni 1598 vom Terel auslief. Eine Fahrt um das Kap Horn hatte damals Schrecken, die ein heutiger Seemann kaum begreift. Man hatte schlechte Schiffe und schlechte Nahrungsmittel, kannte weder die Strömungen noch die Winde jener unwirthlichen Breiten und wurde vom Scorbut, der Pest des Meeres, verfolgt. Jene Flotte hatte eine besonders unglückliche Fahrt. Noch ehe sie die Südspitze von Amerika erreichte, brach der Scorbut aus und raffte den Admiral nebst einer Menge von Offizieren und Matrosen hinweg. In der Magellansstraße, wo man in Folge der Unwissenheit des neuen Befehlshabers einen fürchterlichen, sechs Monate langen Winter verlebte, tödteten Scorbut und Hunger noch mehr Menschen. Wieder neue Opfer forderte die Südsee, auf deren Inseln man in Hinterhalte der Wilden gerieth. Zuletzt war noch ein einziges Schiff übrig, und als dieses nach unendlichen Leiden am 12. April 1600 einen Hafen der japanischen Provinz Bungo erreichte, hatten nur noch fünf Mann so viel Kraft, daß sie Dienst zu thun vermochten. Auch diese bemitleidenswerthen Ueberreste einer zahlreichen Mannschaft suchten die Portugiesen ins Verderben zu stürzen, indem sie den Japanern einflüsteren, die Holländer seien keine Kaufleute, sondern Seeräuber, die auf nichts als Plünderung ausgingen.

Um die folgenden Scenen im rechten Licht zu sehen, muß man sich an den wüthenden Glaubenshaß der Zeit, an den Zustand der Niederlande gegen Philipp II. und an die spanisch-portugiesischen Ansprüche auf Alleinherrschaft



Nagasaki.

in den neu entdeckten Meeren erinnern. Papst Alexander VI. hatte entschieden, daß alle Meere und Länder im Westen einer Linie, die 370 Seemeilen westlich von den Azoren und den Inseln des grünen Vorgebirges gezogen wurde, den Spaniern, alle östlich gelegenen Gebiete den Portugiesen gehören sollten. Der Papst war für die katholische Welt die höchste Autorität, und sowol die Spanier als die Portugiesen gründeten auf diesen Ausspruch ein unbestreitbares Recht, alle fremden Völker vom Verkehr in den fernen Meeren auszuschließen. Die Engländer und Holländer achteten den Ausspruch des Papstes nicht und suchten an dem gewinnbringenden Handel der indischen Meere Theil zu nehmen. Da sie einer feindseligen Behandlung gewiß waren, so bewaffneten sie ihre Schiffe und ließen sie in Geschwadern segeln. Da traf es sich nun häufig, daß ein Engländer oder Holländer einen portugiesischen oder spanischen Rauffahrer, dem er auf offenem Meere begegnete, kaperte und auf diese Weise reiche Waaren gegen ein paar Kanonenschüsse eintauschte. Ihrerseits verfuhr die Spanier und Portugiesen ohne alle Schonung, denn ihre Gegner waren Ketzer und betrieben einen vom Papst verbotenen Handel.

Trotz der Gegenbemühungen der Portugiesen faßten die Holländer in Japan festen Fuß und erhielten die Erlaubniß, im ganzen Reiche Handel zu treiben. Wilhelm Adams gelangte am Hofe zu Jeddo in große Gunst, unterrichtete den Kaiser in der Mathematik und baute für ihn zwei Schiffe. Er beschreibt seine Lage auf folgende Weise: „Für die Geschäfte, die ich übernommen habe und täglich zu besorgen fortfahre, denn ich stehe im Dienst des Kaisers, hat er mir ein Lehn gegeben, so groß wie eine Herrschaft in England, mit achtzig bis neunzig Ackerleuten, die gleichsam meine Diener und Sklaven sind. So etwas ist hier nie erlebt worden. So hat Gott nach großem Glend für mich gesorgt; sein Name sei ewig gepriesen. Amen.“ Glücklich fühlte sich der arme Mann nicht, denn er hatte in England eine junge Frau und zwei Kinder zurückgelassen, die er zärtlich liebte. Als er hörte, daß die Küste von Malabar von englischen Schiffen besucht werde, richtete er an seine „unbekannten Freunde und Landsleute“ ein Schreiben, in dem er sie bat, den eingeschlossenen Brief an seine Frau zu besorgen. Der Brief kam wirklich nach England, ob er aber an seine Adresse abgegeben wurde, ist unbekannt geblieben. So viel ist gewiß, daß Wilhelm Adams die Seinigen nie wiedersah und zu Firato (Firando) 1620 nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Japan starb.

In den Jahren 1609 und 1611 landeten wieder holländische Schiffe und der Verkehr wurde zu einem regelmäßigen. Die Eifersüchteleien und Feindseligkeiten zwischen Portugiesen und Holländern hörten nicht mehr auf. Einst kaperte ein holländisches Schiff ein portugiesisches, auf dem sich ein Brief eines vornehmen Japaners fand, der hochverrätherischen Inhalts war. Der Brief — nach den portugiesischen Berichten wäre er ein untergeschobener gewesen — wurde in Jeddo übergeben und rief eine neue Christenverfolgung hervor. In ihrer Verzweiflung zogen sich die japanischen Christen in das alte Schloß Simabara auf der Küste von Arima zurück und leisteten dort, 40,000 an Zahl, den hartnäckigsten Widerstand. Der Kaiser vermochte sie nicht zu besiegen und forderte von den Holländern Hülfe. Bei Firato

lagen eben mehrere holländische Schiffe, die augenblicklich unter Segel gingen, als ihre Führer hörten, daß sie christlichen Brüdern den Untergang bereiten sollten. Gines blieb aber und dieses stellte der holländische Handelsvorsteher Koekebaker dem Kaiser zur Verfügung. Vor den holländischen Geschützen, die zu Lande und zur See donnerten, sanken die alten Mauern von Simabara in den Staub. Als es sich ergab, waren noch 37,000 Christen am Leben, und diese wurden an einem einzigen Tage hingerichtet (12. April 1638). Zwei Jahre lang wüthete man gegen die Christen, die hier und da im Verborgenen lebten, mit ausgefuchter Grausamkeit. Kämpfer bezeugt, daß alle freudig in den Tod gingen und durch ihre Standhaftigkeit selbst bei ihren Henkern Bewunderung erregten. Zuletzt ermattete die Wuth, und die letzten Ueberlebenden wurden nicht hingerichtet, sondern auf so lange, als sie ihrem Glauben treu blieben, zur Gefangenschaft verurtheilt. Man führte sie zuweilen vor den Richter, um sie zu fragen, ob sie zum Landesglauben zurückkehren wollten, aber alle blieben dem Christenthum treu. Das war das Nachspiel des blutigen Trauerspiels, das sich durch vierzig Jahre, von 1600 — 1640, fortgesetzt hatte.

Die Portugiesen hatte man 1639 von Desima vertrieben. Im nächsten Jahre machte der Statthalter von Makao einen Versuch, die alten Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen. Er schickte zwei Gesandte mit einem Gefolge von zwei- und siebenzig Menschen nach Japan. Da das Schiff durchaus keine Waaren mitnahm, so hätte es unter dem Schutz des Völkerrechts stehen sollen. Die Japaner sahen in den Gesandten Späher und übergaben sie nebst ihren Leuten dem Henker. Dreizehn der niedrigsten Diener wurden verschont, damit sie in Makao erzählten, welches Schicksal ihre Gefährten getroffen habe. „Sagt euren Landsleuten“, waren die letzten Worte der japanischen Beamten an sie, „daß nie wieder ein Portugiese, so lange die Sonne die Welt erleuchtet, mit Japan handeln soll. Jeder, der unsere Küste betritt, wird hingerichtet werden, und käme der König von Portugal oder der Christen Gott, so würde er eben so behandelt werden.“ Die Botschaft wurde nie ausgerichtet. Die portugiesischen Diener verstanden sich nicht auf die Schiffsfahrt und man hat von ihnen nichts wieder gehört. Vielleicht haben die Wellen ihr Fahrzeug verschlungen, vielleicht sind sie, rathlos auf dem Meere treibend, dem Hunger erlegen.

Die Holländer erhielten für ihre geleistete Hülfe schlechten Dank. Man vertrieb sie von Firato, wo sie sich ein prächtiges Haus erbaut hatten, und beschränkte sie auf Desima. Wir bemerkten schon, daß diese künstliche Insel im Hafen von Nagasaki liegt, der Stadt gegenüber. Sie hat die Gestalt eines Fächers ohne Griff und erhebt sich nicht höher als sechs Fuß über den höchsten Wasserstand des Meers. Sie ist im Süden 624, im Norden 516 rheinische Fuß lang und mißt von Osten gegen Westen 216 Fuß. Nagasaki wurde für den einzigen Hafen erklärt, in dem die zugelassenen Fremden, das heißt die Holländer und die Chinesen, künftig Zutritt finden würden. Die Chinesen fanden in der Stadt selbst, in einem besondern Quartier, Aufnahme. Das während der Christenverfolgungen ergangene Verbot für alle Japaner, mit dem Auslande Handel zu treiben, wurde wiederholt und verschärft. Auf allen



Bergen baute man Wachhäuser und besetzte sie mit Soldaten. Segelte ein fremdes Schiff gegen die Küste heran, so loderten auf allen Höhen Lärmfeuer empor, und in weniger als 24 Stunden war die Nachricht, daß die Sicherheit des Reichs bedroht sei, in Jeddo. Indem man diese Sicherheitsmaßregeln gegen außen ergriff, gab man zuletzt dem System einer Alles beaufsichtigenden, jede Gewalt, jeden Stand, jede kräftige Lebensäußerung in Schranken einengenden Regierung, das wir im vorigen Abschnitt geschildert haben, seine letzte Vollendung. Von dieser Zeit an war Japan ruhig und in gewisser Beziehung glücklich. „Die Abschließung des Landes“, sagt Kämpfer, „zwang die Eingeborenen, die Mehrzahl der Gegenstände, welche ihnen früher die fremde Industrie geliefert hatte, selbst herzustellen. Zudem es sich in den Künsten vervollkommnete und den Boden seines Vaterlandes durchsuchte, fand dieses verständige Volk bald Mittel und Stoffe, welche ihm erlaubten, die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Auslandes zu ersetzen. Die Rohstoffe des Landes stiegen in dem Maße an Werth, als man der fremden Waaren entbehren lernte. Der Ackerbau und die Gewerbe machten merklliche Fortschritte. Das Land erzeugte Baumwolle, Zucker, Färbestoffe und Arzneiwaaren selbst und in wachsenden Mengen. Von allen Seiten brachten arbeitssame Hände Stoffe, Werkzeuge und Luxusgegenstände herbei, welche mit denen, die Japan früher aus fernem Ländern bezogen hatte, wetteiferten. Dieses Reich, das sich über fünfzehn Breitengrade ausdehnt, umfaßt so verschiedene Klimate, daß fast alle Provinzen eigenthümliche Waaren von vortrefflicher Beschaffenheit besitzen, und dieser Umstand erleichtert den Binnenhandel sehr und verleiht ihm eine Wichtigkeit, welche in andern Ländern unbekannt ist.“

Die Holländer durften anfänglich drei bis vier Schiffe jährlich schicken. Später wurde die Zahl auf zwei herbeigesezt, und in diesen bescheidenen Schranken ist ihr Handel bis auf die neueste Zeit geblieben. Der Ausgangspunkt dieser Schiffe war Batavia und dorthin gingen sie auch bei der Rückfahrt. Sie brachten rohe Seide, seidene, baumwollene und wollene Zeuge aus China, Bengalen und Persien, europäische Tuche, Farbbehälter, verschiedene Felle und Häute, Corvuan und gewöhnliches Leder, Büffelhörner, Wachs, Zucker, Pfeffer, Nelken und Muskatnüsse, Sandelholz, Quecksilber, Blei, Salpeter, Alaun, Borax, Zinnober, Safran, Bisam, Benzoe, Gummilack, eingemachte Früchte, einige Arzneiwaaren, Bleistifte und Röthel, Nähnadeln, Brillen, Spiegel und große feine Pokale, Bernstein, echte und nachgemachte Korallen, schöne Vögel und andere ausländische Seltenheiten. Was sie dafür holten, war feines und grobes Kupfer, im Anfang jährlich 12 — 20,000 Pikols im Gewicht von 120 deutschen Zoltpfund, Kampfer, 6 — 12,000 Pfund, einige hundert Ballen Porzellan, lackirte Sachen, Thierhörner, Fischhäute, Saki, ein Getränk von Reis, das bald mit Wein, bald mit Bier verglichen wird, Soja, eine aus einer Bohnenart bereite Brühe, Tabak, etwas Thee und Conditornaaren. Ueber den Ertrag dieses Handels äußert Kämpfer: „Unser Gewinn mag ein Jahr ins andere gerechnet ungefähr auf sechzig vom Hundert steigen. Zieht man hiervon die Abgaben und Unkosten bei unserm Markte ab, so bleibt nicht viel über vierzig oder fünfundvierzig vom Hundert reiner

Gewinn übrig, was für eine Handelsgesellschaft, die in Ostindien so erstaunlichen Aufwand machen muß, wenig sagen will. Daher wäre es nicht einmal der Mühe werth, diese Handlung fortzutreiben, wofern nicht die japanischen Landeswaaren, absonderlich das feine Kupfer, eben so viel, ja noch etwas darüber eintrügen. Es mag also der völlige Gewinn auf achtzig bis neunzig vom Hundert steigen. Nebstdem sind auch die Unkosten nicht ein Jahr so groß wie das andere.“

Im Jahre 1671 hatte der Handel Hollands mit Japan seinen höchsten Stand erreicht. Die Japaner wurden jetzt unruhig, daß man ihnen zu viele Werthe entführen möge, fügten zu dem Verbot der Goldausfuhr auch das der Silberausfuhr und beschränkten die Ausfuhr von Kupfer. Von da an bis zum Jahre 1743 verminderte sich der Handel mit Holland fortwährend, und wenn er auch von 1744—1755 einen neuen Aufschwung nahm, so kehrte das alte ungünstige Verhältniß doch bald wieder. Der Gewinn schwand zusammen, und zwar besonders dadurch, daß sich die Holländer willkürliche Preise für die Hauptausfuhr, namentlich für das Kupfer, gefallen ließen. Daß sie zu schmuggeln versuchten, zog ihnen neue Demüthigungen zu. Man sagte ihnen gerade heraus, man habe nichts dagegen, wenn sie gingen und nicht wiederkämen, aber sie blieben, weil sie doch immer noch etwas verdienten.

Die Chinesen durften anfänglich siebenzig Dschonken nach Japan schicken, die zur Zeit eines der drei Märkte, welche im Frühling, Sommer und Herbst abgehalten wurden, eintreffen mußten. Verspätete sich ein Schiff, so zwang man es umzukehren, ohne daß es seine Waaren ausladen durfte. Von China kamen alle Gattungen seidener und wollener Zeuge, rohe Seide, Zucker, Galmei, Terpentin, Gummi, Myrrhen, Adlerholz, Ginseng, eine für außerordentlich kräftigend geltende Wurzel von Korea und der Mandschurei, Arzneiwaaren und viele Bücher. Die Japaner gaben den Chinesen dafür Kupfer, Firniß, lackirte Geräthschaften, eingesalzene Fische und Trepang, ein Thier aus dem Geschlecht der Holothurien, das getrocknet wie eine Wurst aussieht und von den Chinesen gierig gekauft wird, weil sie es als Liebesmittel brauchen. Später setzte man die chinesischen Dschonken auf sieben herunter, denen in jedem Jahr zwei Fahrten zwischen China und Japan gestattet waren. Die alten Dschonken müssen kleiner gewesen sein als die neuen, denn der zuverlässige Kämpfer giebt den Werth der Waaren, welche die siebenzig Schiffe der Chinesen zu seiner Zeit brachten und holten, auf 320,000 Taels (300,000 Thaler) an, und der Werth des Umsatzes der sieben chinesischen Dschonken der letzten Zeit betrug 160,000 Thaler.

Auf Desima lebten die Holländer wie gefangen. Die Insel war nach allen Seiten hin abgesperrt, denn rings um sie lief eine Mauer, die bloß zwei Thore hatte, ein Landthor und ein Wasserthor. Das letztere wurde nur dann geöffnet, wenn ein Schiff Waaren einnahm oder auslud. An dem Thore nach der Stadt zu, in die man über eine schmale Brücke gelangte, standen fortwährend Wachen, welche keinen Holländer herausließen, der nicht mit einem Erlaubnißschein der japanischen Behörde versehen war. Machte einer der Gefangenen einen Ausflüg in die

Stadt, so wurde er regelmäßig von Aufsehern und japanischen Dienern begleitet, welche keinen andern als den erlaubten Verkehr gestatteten. Er hatte auf diese Weise ein Gefolge von mindestens 25 — 30 Personen, ungerechnet die zahlreiche Gassenjugend, die mit dem lauten Geschrei: Horanda! Horanda! (Holländer) freiwillig folgte. Er mußte überdies alle seine Begleiter und Diejenigen, welche

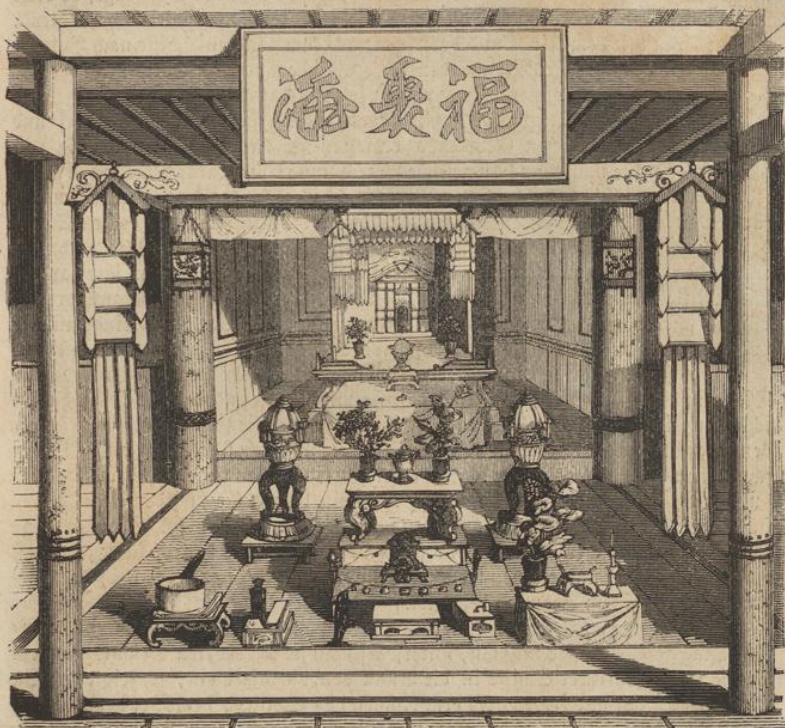


Ein buddhistischer Tempel.

unterwegs von ihnen eingeladen wurden, freihalten. Dafür sah er immer Dasselbe, einige Straßen, ein paar Theehäuser, die in Japan der Aufenthalt von feilen Mädchen sind, und einen oder zwei buddhistische Tempel. Wenn auch die Bauart eines solchen Tempels merkwürdig genug ist, wie unsere Abbildungen zeigen, so lohnten sie doch wahrlich die großen Kosten eines solchen Besuches nicht. Benutzte der Holländer sein Recht, in das Innere einzutreten, um dort eine Erfrischung einzunehmen, so sah er, was er schon viele Male gesehen. Abwechslung

bot sich nur bei den allerdings häufigen Gelegenheiten, wenn in der Stadt ein Fest gefeiert wurde.

Auf ihrer Insel selbst hatten die Holländer nichts als eine ziemlich breite Straße, zwei Gärten und einige Gebäude von Holz. Die japanischen Fahrzeuge, welche die Bucht unaufhörlich durchfuhren, wurden von Desima durch ein Pfahl-



Das Innere eines buddhistischen Tempels.

werk fern gehalten. Die Aussicht in die Ferne war allerdings eine prächtige, denn man sah an den Ufern grüne Hügel, Wälder von majestätischen Eichen, Cedern und Lorbeeren, Tempel, von reizenden Gebüsch umgeben, hübsche Landhäuser, weiter unten die Klippen des steilen Ufers und hoch oben über Allem vulkanische Berggipfel.

In den letzten Jahren bestand diese einsame Kolonie aus nicht mehr als sechs Europäern, nämlich einem Handelsvorsteher, einem Buchhalter, drei Gehülfen

und einem Markthelfer. Wer nicht des Handels wegen nöthig war, wurde in Desima nicht zugelassen. In den wenigen Fällen, wo holländische Beamte oder Offiziere aus Wißbegierde der Langenweile einer mehrjährigen Abgeschlossenheit sich unterwerfen wollten, mußten sie Handelsverrichtungen übernehmen, um nicht abgewiesen zu werden. Als ein neuer Handelsvorsteher seine junge Frau, ein neugebornes Kind und eine Amme mitbrachte, wurde in Jeddo angefragt, ob diese Neuerung geduldet werden solle, und die Antwort lautete so entschieden verneinend, daß die Frau mit dem Kinde und der Amme auf dem nächsten Schiffe nach Batavia zurückgehen mußte. Bedient wurden die Holländer von Japanern, welche die Insel jeden Tag bei Sonnenuntergang zu verlassen hatten. Ihre Bedürfnisse oder ihre Waaren selbst einzukaufen, war ihnen nicht gestattet. Ihre Möbel und alle Artikel des täglichen Gebrauchs erhielten sie durch die Vermittlung von Mäklern, für die man die portugiesische Bezeichnung Comprador beibehalten hatte. Ihre Waaren mußten sie japanischen Beamten übergeben, welche sie verkauften und für den Erlös die Waaren anschafften, aus denen die Rückfracht der beiden Schiffe bestehen sollte. Durch diese Beamten wurden auch die Mäkler bezahlt. Rechnung wurde den Holländern abgelegt, aber kein Beleg hinzugefügt, denn ihre japanischen Mittelsleute waren nicht ihnen, sondern ihrer Regierung verantwortlich. Wie es scheint, ging die japanische Regierung bei allen Verkäufen einheimischer Waaren von dem Grundsatz aus, daß dabei 50 Procent verdient werden mußten.

Das japanische Mißtrauen forderte von jedem eingebornen Diener und jeder Dienerin der Holländer einen Eid, daß sie mit den Fremden keine Freundschaft schließen, ihnen keine Besehrung über die Sprache, die Geseze und Gebräuche, den Glauben und die Geschichte Japans geben und sich überhaupt auf Das beschränken wollten, was in der Natur ihrer Verrichtungen liege. Andere Japaner durften die Insel nur mit besonderer Erlaubniß betreten. Zu jeder Stunde war städtische Polizei anwesend, die von Tag zu Tag abgelöst wurde. Die übergroße Zahl der Dolmetscher, 60 — 70 für sechs Holländer, läßt darauf schließen, daß viele Kundschafter unter ihnen waren. Dennoch wurden diese Leute bei jeder Verhandlung von einem Beamten begleitet.

Nicht genug, daß die Holländer sich diese peinliche Absperrung und Beaufsichtigung gefallen lassen mußten, unterwarf man sie unerhörten Demüthigungen. Kaum lief eines ihrer Schiffe in die Bucht von Nagasaki ein, so zeigte sich ein japanisches Boot und fragte nach dem Namen des Schiffes, dem Ort der Abfahrt, der Zahl und den Namen der Mannschaft. Während die Japaner die Befehle des Statthalters einholten, durfte das Schiff seinen Platz nicht verlassen, wenn es nicht als feindlich behandelt werden wollte. Inzwischen verschloß der Schiffsführer alle Bibeln, Gebetbücher und frommen Bilder, mit einem Worte Alles, was zu dem Christenthum in naher oder ferner Beziehung stand, in eine Kiste. Bald darauf erschien ein zweites Boot, welches Geißeln verlangte und sie ans Land führte. Die nächste Förmlichkeit bestand in einer sorgfältigen Untersuchung, ob das Schiff wirklich zu den beiden Fahrzeugen gehöre, denen der Handel mit Japan gestattet sei. Zeigte sich das Gegentheil, so mußte es die Rheede auf der



Simonscheki.

Steger, Japan.

Stelle verlassen. Hatte es eine Beschädigung erlitten, oder mangelte es ihm an Holz, an Wasser, an Lebensmitteln, so lieferte man ihm alles Nöthige, und zwar unentgeltlich, um dadurch anzudeuten, wie unerschütterlich man entschlossen sei, sich in keinen Handel einzulassen. Hatte man dagegen erkannt, daß das Schiff zum Handel berechtigt sei, so ließ man es zum Verkehr mit der Faktorei zu, nachdem man die Kiste mit den Bibeln nebst allem Schießbedarf, allen Geschützen und kleinern Waffen weggenommen hatte. Diese Gegenstände wurden erst bei der Abfahrt zurückgestellt. Beim Landen wurden alle Holländer, den Handelsvorsteher allein ausgenommen, am ganzen Leibe untersucht, ob sie verbotene Waaren bei sich trügen. Diese Demüthigung hatten sich die Holländer selbst zugezogen, da ihnen verschiedene Schmuggelversuche nachgewiesen worden waren.

Im Verkehr mit den Behörden behandelte man den Handelsvorsteher nach der Landesitte. Wir haben gesehen, in welcher geringen Achtung die japanischen Kaufleute stehen, und dies übertrug sich auf ihre holländischen Berufsgenossen. Lassen wir Alles unberücksichtigt, was nicht ganz erwiesen ist, so bleibt noch genug, was die Lage der Holländer als eine sehr demüthige erscheinen läßt. Dem Handelsvorsteher allein war das Tragen eines Degens (eines einzigen, während der höhere Rang in Japan durch zwei Degen angedeutet wird) gestattet, und auch er durfte die Ehrenwaffe nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten umgürten. Machten der erste Polizeibeamte und der erste Bürgermeister der Stadt einen amtlichen Besuch, so hatte der Handelsvorsteher sich dreimal so tief zu verbeugen, daß seine Stirn den Boden berührte, und dieser Gruß wurde nicht einmal durch ein leichtes Kopfnicken erwidert. Niemals richtete einer dieser Beamten das Wort unmittelbar an den Holländer, wie es in Japan unter Gleichgestellten Sitte ist. Es kam einige Male vor, daß ein Handelsvorsteher, der die Landessprache verstand, die Beamten anzureden wagte. In jedem solchen Falle stellten sie sich, als ob sie seine Worte nicht hörten, und setzten die Unterredung durch Dolmetscher fort.

Etwa ein Jahrhundert lang war es Sitte, daß eine holländische Gesandtschaft alljährlich nach Jeddo ging, um dem Sogun Geschenke, nach japanischer Auffassung einen Tribut, zu überbringen. Als der Handel zwischen Batavia und Japan abnahm, wurden diese kostspieligen Reisen seltener, und seit 1792 fanden sie nur noch alle vier Jahre statt. Die Geschenke mußten aber nach wie vor jedes Jahr übersandt werden. In der spätern Zeit bestand die Gesandtschaft nur aus drei Personen, dem Handelsvorsteher, seinem Sekretär und seinem Arzt. Um so zahlreicher war die japanische Begleitung und das Gefolge. Beamte aller Grade gingen etwa 35 mit, und die Zahl der ganzen Reisegesellschaft pflegte aus mehr als 200 Personen zu bestehen. Dafür war das Gepäc der Holländer, das häufig von Lastträgern getragen werden mußte, auch ungewöhnlich groß. Außer den Gegenständen, die einem Reisenden in Europa unentbehrlich sind, versahen sie sich mit Tischen, Stühlen, Tafel- und Küchengefähr, mit Wein, Eiern, Käse, Butter und andern Artikeln, die man in Japan nicht findet, mit den Geschenken für den Sogun und dessen höchste Beamte, endlich mit einer Unmasse von Zuckerwerk,

Gebäckem und Likören, womit sie vornehme Besucher bewirthen mußten. Allerdings gingen viele dieser Sachen zu Meer bis zu einem Hafen der Insel Nippon, aber von dort aus wurden sie zu Lande weiter geschafft.

Auf dieser Reise wurden die Holländer mit der größten Achtung behandelt, weil man sie als Gäste des Siogun betrachtete und deshalb zu den Vornehmsten des Landes zählte. Man gab dem Handelsvorsteher eine Sänfte ersten Ranges und brachte ihn und seine Gefährten Nachts in Wirthshäusern unter, die zur Auf-



Eine Straße in Japan (nach Siebold).

nahme der Fürsten und Statthalter eingerichtet waren. Alle Vorübergehenden warfen sich vor ihnen in den Staub nieder oder kehrten ihnen den Rücken zu, weil sie unwürdig seien, auf so vornehme Männer einen Blick zu werfen. Betraten sie eines der Lehnsfürstenthümer, so erwartete der Fürst sie an der Grenze und gab ihnen so lange das Geleit, als sie in seinen Besitzungen reisten. Schon in Nagasaki änderte sich bei der Abreise das Benehmen der Japaner, indem sie den Holländern in einem Tempel ein Abschiedsfest gaben.

Diese Huldigungsreisen nach Jeddo haben uns in den Besitz der wenigen



Kenntnisse über Japan gesetzt, die wir bis zur neuesten Zeit besaßen. Die Reise zerfiel in drei Theile und berührte eine Menge interessanter Punkte. Zuerst gingen die Reisenden zu Lande auf der Insel Kjusiu von Nagasaki bis Kokura. Nicht überall trafen sie hier solche gute Straßen, wie unser Bild eine vorführt, auf denen Wagen fahren konnten.

Oft genug mußte das Gepäck Thieren aufgeladen oder an Lastträger vertheilt werden. Von allem Merkwürdigen, was sie sahen, war den Holländern die Körperkraft dieser Männer das Unbegreiflichste. Sie machten mit ihrer schweren Last siebzehn Stunden des Tags, nahmen am Abend ein warmes Bad und waren am nächsten Morgen so frisch, als solle ihre Arbeit eben erst beginnen. Auf Kjusiu wie auf der ganzen Reise zu Lande war die Marschordnung unabänderlich dieselbe. Die Geschenke an den Siegun wurden vorangetragen, von Beamten umgeben, dann kam das Gepäck, weiterhin die Dienerschaft der Holländer, dann die Dolmetscher, der holländische Arzt, der gleichsam als Anhängel seinem Arzneikasten folgte, der Sekretär der Gesandtschaft und endlich der Gesandte selbst, worauf Beamte und japanische Diener den langen Zug schlossen.

In Kokura schiffte sich die Gesandtschaft ein, um nach Nippon zu segeln. Man berührte hierbei Simoneseki, die westlichste Seestadt von Nippon, die unsere Abbildung S. 49 vorführt.

Die Fahrt bot die angenehmste Abwechslung dar, denn bald fuhr man auf offenem Meer oder streifte dicht an einer Felsenküste hin, bald bewegte man sich zwischen Inselwärmen, die einen bunten Wechsel vom lachendsten Grün bis zur nacktesten Felsbildung darboten. Von Ohosaka bis Jeddo reiste man wieder zu Lande. Die ganze Reise nahm durchschnittlich einen Zeitraum von fünfzig Tagen in Anspruch.

Auf dem Wege von Ohosaka nach Jeddo berührte man Miwako (Miako), die Residenz des geistlichen Kaisers von Japan. Es war hier ein Ruhetag gestattet, damit die Geschenke für den Mikado niedergelegt werden könnten, die auf der Rückreise übergeben werden sollten. Weiterhin gelangte man zum Fuji Jama, den unsere Leser bereits aus der Abbildung S. 5 kennen. Er ist so steil, daß man zu seiner Erstiegung drei Tage braucht; aber zum Hinunterkommen braucht man nur eben so viel Stunden, da man sich auf hölzerne Schlitten setzt, die im Winter auf dem Schnee, im Sommer auf dem Sande des glatten Abhangs pfeilschnell abwärts schießen. Den Japanern gilt der Fuji Jama für den Sitz des Gottes der Winde, und man sieht an seinem Fuße stets Pilger, die auf dem Gipfel opfern wollen. Eine zweite Merkwürdigkeit Japans folgt auf den schönen Berg in geringer Entfernung. Es ist der Fluß Dingawa, der wegen der durchsichtigen Reinheit seiner Wellen und der Schönheit seiner Ufer von den japanischen Dichtern hoch geachtet wird.

Die größte Angelegenheit des Aufenthalts in Jeddo war die Vorstellung bei Hofe. Während die Geschenke in den Palast getragen wurden, wies man der Gesandtschaft eine Wohnung an, bei deren Auswahl keine andere Rücksicht als die Leichtigkeit der Beaufsichtigung maßgebend gewesen war. In der Regel lag sie

im obersten Stockwerk eines Hintergebäudes, dessen sehr kleine Fenster auf einen dunkeln Hof hinauszgingen, und hatte unten und oben an der Treppe Thüren. Hier sollten die Holländer den Tag ihrer Vorstellung fern von jedem Verkehr mit Fremden erwarten. Ihre japanischen Begleiter wurden demselben Zwang unterworfen, allein die Aufsicht war nicht so streng, daß beide Theile nicht heimlich Besuche hätten machen und empfangen können. Wie es scheint, war die Absperrung nichts als eine Form der Etikette, und die Behörden waren zufrieden, wenn keine öffentliche Verletzung der Vorschrift stattfand.



Hofversammlung des Siegun (nach einer japanischen Zeichnung).

Kam endlich der große Tag der Vorstellung, so war Alles ängstlich darauf bedacht, daß nicht etwa ein Verstoß gegen eine der hundert Regeln begangen werde, die das Ceremoniel bis zur kleinsten Einzelheit hinab feststellten. Die Audienz selbst dauerte nicht länger als eine Minute. Man führte die Holländer in den Saal der hundert Matten, wo der ganze Hof des Siegun versammelt war. Wir verweisen auf das obenstehende Bild.

Den Kaiser selbst sah man nicht, weil man dem Saal eine solche Einrichtung gegeben hatte, daß auf die Stelle, wo er saß, kein Licht fiel. Man errieth den Ort aber an den holländischen Geschenken, die dem Thron gegenüber aufgestellt

waren. Sobald ein Hofbeamter: Kapitän Horanda! rief, mußte der Handelsaufseher sich auf Händen und Füßen gegen den unsichtbaren Monarchen hin bewegen, vor ihm den Boden mit der Stirn berühren und auf dieselbe Art, wie er gekommen war, zurückkriechen. Während dieser minutenlangen Scene wurde kein Wort gesprochen und man hörte nichts als das leise Gemurmel, durch das man in Japan seine Ehrfurcht zu erkennen giebt.

In frühern Zeiten folgte noch eine zweite Audienz, bei der die Holländer eine unbegreifliche Rolle spielten. Kämpfer, der im Jahre 1691 eine Gesandtschaft nach Jeddo begleitete, ist unser Gewährsmann für die folgende Erzählung. Man führte die Holländer in einen Saal, in welchem, hinter einer spanischen Wand mit Gitterfenstern verborgen, der Kaiser mit seinen Frauen und vielen Hofdamen sich befand. Nachdem sie, alle in einer Reihe, bei den Gitterfenstern des Kaisers kriechend und niederfallend vorübergezogen waren, richtete man alle die Fragen an sie, die den kaiserlichen Damen von ihrer Neugier eingegeben wurden. Was nun folgte, möge Kämpfer selbst erzählen: „Der Kaiser, der bisher ziemlich weit von uns geblieben war, näherte sich unserer Rechten und setzte sich so nahe wie möglich hinter die Gitterfenster. Er ließ uns darauf nach und nach befehlen, unsere Mäntel abzuziehen, aufgerichtet zu stehen, zu gehen, stille zu stehen, Complimente mit einander zu machen, zu springen, Trunkene vorzustellen, japanisch zu radebrechen, holländisch zu lesen, zu malen, zu singen, zu tanzen, unsere Mäntel umzunehmen und abzulegen. Wir bewerkstelligten diese Verordnungen, und ich fügte meinem Tanze ein verliebtes deutsches Liedchen zu. Auf diese Art und durch hundert andere Possen mußten wir unsere Geduld zur Belustigung des Kaisers und des Hofes üben. Die folgenden Tage“, fährt unser ehrlicher Deutscher fort, „brachte der Gesandte mit Besuchen bei den Ministern und vornehmsten Staatsräthen zu. Man empfing ihn überall sehr höflich durch die Intendanten und Sekretäre, die ihn mit Thee, Tabak und Confekt bewirtheten. Die Zimmer, wo man ihn hin führte, waren hinter den Schirmen und Gitterfenstern voll von Leuten, die sehr wünschten, daß die Holländer ihre lustigen Possen machen möchten. Ueberall erhielt man diese Gefälligkeit nicht, doch tanzten und sangen sie an einigen Orten, wo sie mit der Bewirthung zufrieden waren. Manchmal stieg ihnen das starke Getränk, das man sie etwas zu häufig trinken ließ, auch zu sehr in den Kopf.“ Zuletzt wollte es den Holländern doch scheinen, als sei es ihrer nicht so ganz würdig, den Großen zum Possenspiele zu dienen. „Wir sahen uns“, schließt Kämpfer seinen Bericht, „nicht als Kaufleute an, die nur des Handels wegen gekommen wären, sondern als Gesandte, denen man mit Ehrerbietigkeit begegnen sollte.“

Die Abreise der Holländer war immer ein Ereigniß für die ganze Stadt. Alles wollte sie noch einmal sehen, und man drängte sich so ungestüm um sie, daß die Wachen, obgleich sie rücksichtslos auf die Menge schlugen, kaum Platz zu schaffen vermochten. Die Rückreise erfolgte auf derselben Straße, auf der man gekommen war. Das Land bot indessen einen ganz andern Anblick dar, denn bei der Hinreise nach Jeddo, die im Februar angetreten wurde, trug es sein Winterkleid, und jetzt hatte es seinen schönsten Frühlings Schmuck angelegt. In Miyako wurde

ein längerer Halt gemacht, weil die Geschenke, die man dort zurückgelassen hatte, überreicht werden mußten. Der Ehre, den Mikado von Angesicht zu sehen oder auch nur seinen Palast zu betreten, wurden die Holländer nie gewürdigt. Sie übergaben ihre Geschenke an die Statthalter und erhielten dafür seidene Gewänder mit Silberstickereien. Auch in Dhosaka wurde länger als auf der Hinreise verweilt. Man zeigte den Holländern jetzt die Stadt und ließ sie an den Feste Theil nehmen, die in Dhosaka häufiger als irgend wo sonst begangen werden. Beim Abschiede nahmen sie die Waaren mit, welche sie bestellt hatten, und versorgten sich mit Holzkohlen, da dieser Artikel in Nagasaki schwer zu bekommen ist. Mit einem feierlichen Empfange in Nagami, unfern von Nagasaki, schloß die Reise, und die Holländer waren wieder für vier Jahre Gefangene auf einer Zwerginsel.

In der Eintönigkeit dieses streng geregelten Verkehrs verfloß mehr als ein Jahrhundert, ohne daß von einem andern Volke ein energischer Versuch gemacht wurde, Zutritt in Japan zu erlangen. Die Engländer hatten vor der Vertreibung der Portugiesen, von 1613 — 1623 eine Faktorei in Firando besessen und durch einen günstigen Vertrag völlige Handelsfreiheit erlangt. Ein Verein von Kaufleuten, aus dem die mächtige ostindische Gesellschaft hervorgegangen ist, betrieb den Handel mit Japan, verlor aber dabei 40,000 Pf. St. und gab ihn ganz auf, indem sie zugleich die Faktorei und das Land räumte. Inzwischen waren die Holländer im Osten allmächtig geworden, hatten sich in Batavia befestigt, die Portugiesen von Amboina und Timor verdrängt und waren die Herren der Küsten von Koromandel und Malabar geworden. An ihrer Eifersucht scheiterten 1636 die Versuche von vier englischen Schiffen, mit Nagasaki Handel zu treiben. Im Jahre 1673 ließ die ostindische Gesellschaft wieder ein Schiff nach Japan abgehen. Auf dem englischen Throne saß damals Karl II., der mit einer Prinzessin aus dem Hause Braganza vermählt war. Die Holländer zögerten nicht, die Japaner damit bekannt zu machen und das Verhältnis so darzustellen, als ob Engländer und Portugiesen durch dieselbe Verfassung und denselben Glauben verbunden seien. Der Empfang, der den Engländern zu Theil wurde, war daher der schlechteste. Der geschickteste englische Anwalt kann die Zeugen seines Gegners keinem verfänglichern Kreuzverhör unterwerfen, als die Engländer es zu bestehen hatten. Sie sollten zu dem Geständniß verleitet werden, daß sie den Portugiesen sehr nahe ständen, daß ein Lootse jenes Volks sie nach Nagasaki geführt habe, daß sie einen Mann Namens Santo Christo und eine Frau Namens Santa Maria verehrten. Als der Argwohn der Japaner wohl oder übel beschwichtigt worden war, erhielt er durch einen unbedeutenden Umstand neue Nahrung. An einem Sonntag hielten die Engländer ihre Flagge mit dem Georgskreuz auf, und dieses Kreuz galt den Japanern für einen Beweis, daß ihre Gäste trotz ihres Leugnens doch Glaubensgenossen der Portugiesen seien. Es wurde nach Jeddo berichtet, und die kaiserliche Entscheidung lautete, daß die Engländer, da ihr König mit einer Tochter des Königs von Portugal verheirathet sei, unverzüglich mit allen ihren Waaren absegeln und nie zurückkehren sollten. Ehe ein neues englisches Schiff seine Flagge an den Küsten von Japan zeigte, verfloß mehr als ein Jahrhundert.

Im Jahre 1696 entdeckten die Russen Kamtschatka, 1711 fanden sie den Weg zu den Kurilen, 1741 sah Behring, indem er die nach ihm benannte Straße durchfuhr, die Nordwestküste von Amerika. Spangenberg, Walton und Schelling besuchten 1739 die östliche Küste von Japan, doch hatte ihre Reise blos Höhenbestimmungen und andere wissenschaftliche Untersuchungen zum Zweck, und ein Verkehr mit den Japanern wurde nicht angeknüpft. Bald lernte man den Reichthum der amerikanischen Küste an Pelzen, besonders an schönen Seeotterfellen, die in Kiachta zu den höchsten Preisen abgesetzt wurden, würdigen und beschäftigte in jedem Jahre mehr Schiffe im Pelzhandel. Die nördlichen Kurilen unterwarfen sich der russischen Herrschaft, und die Insel Kodiaak, in der Mitte zwischen den Aleuten, Kamtschatka und Amerika gelegen, wurde die Hauptniederlage für dieses Geschäft. Cook's Entdeckungsreisen nach der amerikanischen Nordwestküste und die Gründung der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft gaben einen neuen Anstoß. Man war zum Nachbar der Japaner geworden und konnte dem Verkehr in den östlichen Meeren, wenn man Japan in seine Kreise zog, Ausdehnung und Mannfaltigkeit verleihen.

Ein glücklicher Zufall schien die Vermittlung übernehmen zu wollen. Im Jahre 1782 wurde ein japanisches Schiff nach Amtschitta, einer der russischen Aleuten, verschlagen und litt dort Schiffbruch. Man führte die Fremden nach Irkutsk und hielt sie dort zehn Jahre zurück, wahrscheinlich aus keinem andern Grunde, als um sie im Russischen zu unterrichten und von ihnen Japanisch zu lernen.

Im Jahre 1792 erließ Katharina II. endlich den Befehl, sie in ihr Vaterland zurückzuführen und bei dieser Gelegenheit zu versuchen, ob es nicht möglich sei, mit Japan einen Handelsvertrag abzuschließen. Dem Generalstatthalter von Sibirien wurde ausdrücklich vorgeschrieben, keinen Mann von hohem Rang zu wählen und die Geschenke nur in seinem, nicht im Namen der Kaiserin überreichen zu lassen. Dieser eine Zug beweist, wie wenig man von der Etikette und dem Hochmuth der Japaner eine Ahnung hatte. Man wollte den Siogun wie einen Halbwilden behandeln, der sich geehrt fühlen müsse, wenn ein russischer Beamter durch den Mund eines Mannes von geringem Range mit ihm rede. Zum Gesandten wurde der Schiffseutenant Larmann erkoren, und man gab ihm ein gewöhnliches Transportschiff, Katharine genannt, das von einem Steuermann befehligt wurde. Larmann landete auf der nördlichen Küste der Insel Matsmai und überwinterte dort in einem kleinen Hafen. Er verlegte dadurch die japanischen Gesetze, nach denen Nagasaki der einzige den Fremden geöffnete Hafen war. Im folgenden Sommer segelte er nach Hatobade und hatte in einer Stadt, drei Tagereisen davon entfernt, Unterredungen mit japanischen Beamten. Der Schluß war eine Erklärung der Japaner, daß die Russen, weil sie an einem verbotenen Küstenorte gelandet seien, eigentlich den Tod verdient hätten. Man wolle sie jedoch wegen ihrer Unbekanntschaft mit den Landesgesetzen schonen und ihnen die Rückkehr in ihr Vaterland erlauben. Die schiffbrüchigen Japaner könne Larmann wieder mitnehmen, da sie Rußland angehörten, nachdem ihr Schicksal sie dahin versetzt und ihr Leben dort vom Untergange gerettet habe. Zwingen wolle man die Russen dazu übrigens

nicht. In Unterhandlungen über eine Handelsverbindung könne man sich nirgends einlassen, als im Hafen von Nagasaki; man wolle Larmann daher einen schriftlichen Schein geben, mit dem ein russisches Schiff in jenen Hafen einlaufen könne, wo sich japanische Beamte befinden würden, welche die Vollmacht hätten, weiter über diesen Gegenstand mit den Russen zu unterhandeln.

Mit dieser Erklärung kehrte Larmann im Herbst des Jahres 1793 nach Schokk zurück. Nach seinen Mittheilungen behandelten die Japaner ihn freundlich, erwießen ihm viele Ehren, unterhielten die Offiziere und die Schiffsmannschaft während der ganzen Zeit ihrer Anwesenheit an den Küsten auf ihre Kosten, versahen sie bei ihrer Abreise mit Lebensmitteln, ohne daß sie Bezahlung dafür nahmen, und machten ihnen mehrere Geschenke. Dagegen war es den Russen nicht erlaubt, frei in der Stadt umherzugehen, und man hielt sie stets unter Aufsicht. Die armen schiffbrüchigen Japaner sollen zu ewigem Gefängniß verurtheilt worden sein und ihre Verwandten und Freunde nie wiedergesehen haben. Sie hatten so lange im Auslande gelebt, daß man befürchtete, sie würden fremde Sitten und Anschauungsweisen angenommen haben und in Japan weiter verbreiten.

Die Kaiserin unterließ es, ein Schiff nach Nagasaki segeln zu lassen. Die Ereignisse in Polen und Frankreich und die großen Kriege zogen ihre und ihres Nachfolgers Blicke von Japan ab. Alexander I. nahm die Pläne seiner Großmutter wieder auf und ließ 1803 eine Gesandtschaft abgehen. Resanoff wurde zum Gesandten ernannt. Seine Begleiter waren der Naturforscher Tilesius aus Leipzig, der Astronom Horner und ein Maler der Akademie von Petersburg. Den Oberbefehl über die Schiffe erhielt Krusenstern, und von ihm besitzen wir eine Beschreibung dieser Reise. Wieder wurden einige nach den Aleuten verschlagene Japaner, die seit sieben Jahren in Rußland lebten, mitgenommen. Auch für prächtige Geschenke war gesorgt worden, um die Gunst des Siogun und seiner Minister zu gewinnen. Die Russen kamen im Oktober 1804 in der Bucht von Nagasaki an. Sogleich forderte man ihnen alle Geschütze und allen Schießbedarf ab. Die Offiziere durften ihre Degen und die Soldaten ihre Gewehre behalten, ja man erlaubte dem Gesandten sogar, wenn auch mit großem Widerstreben, daß er seine Ehrenwache mit aus Land nehme. Dieser Sieg war jedoch der einzige, den die Russen über die Hartnäckigkeit ihrer Gastfreunde davontrugen. Es wurde ihnen nicht erlaubt, ans Land zu gehen, oder sich mit einem Boote weit vom Schiffe zu entfernen. Sechswöchentliche Verhandlungen führten endlich dahin, daß man dem Gesandten, der unwohl zu sein behauptete, einen Platz am Ufer zum Spazierengehen anwies. Die ganze Länge desselben betrug nicht viel über hundert, seine Breite höchstens vierzig Schritte, und nur ein einziger Baum gewährte etwas Schatten. Fuhr ein Boot nach diesem Platze, so setzten sich sogleich 12 — 15 japanische Fahrzeuge in Bewegung und umgaben es von allen Seiten. Zwischen den russischen und holländischen Seeoffizieren wurde durchaus kein Verkehr gestattet. Als die Holländer nach Batavia absegelten, war Resanoff der Einzige, dem man einen Brief mitzugeben erlaubte. Dieser Brief mußte durch einen Dolmetscher ins Holländische übersetzt und dem Statthalter vorgelesen werden.

Er durfte weiter nichts enthalten, als einen kurzen Bericht über die Fahrt nach Japan und die Mittheilung, daß sich auf dem Schiffe Alles wohl befunde.

Nach langem Bögern erlaubte man dem Gesandten, in Nagasaki nahe bei der Stadt eine Wohnung zu beziehen. Das Haus stand auf einer Landspitze so nahe am Meere, daß das Wasser zur Zeit der Flut bis unter die kleinen, mit einem doppelten Gitter versehenen Oeffnungen stieg, welche die Stelle von Fenstern vertraten. Eine hohe Wand von Bambusrohr umgab das ganze Gebäude nicht nur von der Landseite, sondern auch gegen das Meer hin, wo man außerdem zwei Reihen Pfähle in das Wasser eingeschlagen hatte, zwischen welche die landenden Boote hineinfahren mußten. Das Thor auf der Seeseite hatte zwei Schösser, deren Schlüssel zwei Offizieren anvertraut waren. Diese Thür blieb nie über fünf Minuten offen, und selbst wenn man wußte, daß ein Boot nach kurzer Zeit zurückfahren werde, verschloß man die Schösser zweimal und öffnete sie gleich darauf wieder. Die Landseite war mit der nämlichen Vorsicht verwahrt. Die Wohnung und die Vorrathshäuser hatten je einen Hof, und an der Thür von beiden stand immer eine Wache. Um den zweiten Hof zog sich eine Reihe von Waghäusern, in denen zwölf Offiziere mit einer starken Mannschaft lagen. Auf dem Wege nach der Stadt gab es in geringen Entfernungen Thüren, welche nicht nur verschlossen, sondern auch von Soldaten bewacht wurden. Landete ein Boot, so zählte man die Personen, welche darin saßen, und ließ es nicht eher wieder abfahren, als bis die frühere Anzahl wieder voll war. Ob dieselben Menschen wieder abfuhr, darum kümmerten sich die Japaner nicht, und es blieb den Russen auf dem Schiff unbenommen, mit ihren Gefährten auf dem Lande für einen Tag oder eine Nacht zu tauschen.

Das japanische Mißtrauen äußerte sich auch darin, daß man das russische Schiff, so lange die beiden holländischen zum Handel ermächtigten Fahrzeuge anwesend waren, im innern Hafen nicht Anker werfen ließ. Uebrigens gab man den Russen Alles, was sie zur Ausbesserung gebrauchten, verjah sie pünktlich mit Vorräthen für die Mannschaft und lieferte nicht bloß immer das Beste, was in Nagasaki zu haben war, sondern auch genau die Menge, um die gebeten worden war. Die Versprechungen, die man ihnen hinsichtlich der Reise nach Jeddo gab, erwiesen sich als leere Worte. Die Geschenke nahm man vorläufig an und verwahrte sie in der Stadt.

Am 19. Februar 1803 erhielt Resanoff die Anzeige, daß der Kaiser einen Bevollmächtigten nach Nagasaki abgeschickt habe, um mit ihm zu unterhandeln. Das hieß mit andern Worten, daß der Gesandte nicht in Jeddo zugelassen werden sollte. Wenige Tage später erhielten die Russen einen zweiten Wink, indem man die Frage an sie richtete, wann ihr Schiff segelfertig sein werde. Der japanische Bevollmächtigte traf am 30. März in Nagasaki ein, und die Verhandlungen begannen damit, daß man das Ceremoniel festsetzte. Der russische Gesandte erhielt das Zugeständniß, daß er auf europäische Art grüßen dürfe, aber er mußte ohne Degen und Schuhe erscheinen, und man bewilligte ihm weder einen Stuhl noch einen andern Sitz. In zwei Zusammentünften wurde Alles beendigt. Den Russen

wurde ausdrücklich verboten, Japan jemals wieder zu betreten. Ihre Geschenke und sogar den Brief ihres Kaisers an den Siogun gab man ihnen zurück. Würden in Zukunft abermals Japaner an ihre Küsten verschlagen, so möchten sie diese Leute an die Holländer abgeben, welche sie über Batavia nach Nagasaki schicken würden. Auf Kosten der japanischen Regierung wurde das russische Schiff auf zwei Monate mit Lebensmitteln versorgt und an die Mannschaft wie an die Offiziere Geschenke vertheilt. Die Matrosen erhielten 2000 Säcke Salz, jeden zu 30 Pfund, und 100 Säcke Reis, jeden zu 150 Pfund, die Offiziere 2000 Stück seidner Watte. Wegen der Ausschlagung der kaiserlichen Geschenke entschuldigten sich die Japaner, indem sie anführten, wenn ihr Monarch dieselben annehme, so müsse er dem Kaiser von Rußland Gegengeschenke machen und dieselben ebenfalls mit einem Gesandten nach Petersburg abschicken. Nach den Reichsgesetzen sei es aber verboten, daß irgend ein japanischer Unterthan sein Vaterland verlasse. So endete diese Gesandtschaft, von der man sich Großes versprochen hatte.

Nesanoff benutzte für seine Rückkehr nach Kamtschatka ein Schiff der russisch-amerikanischen Handelsgesellschaft, auf dem ein Leutnant Chwoftow den Befehl führte. Er landete in Ochoß und reiste durch Sibirien nach Petersburg, erkrankte aber unterwegs und starb. Chwoftow stach wieder in See und überfiel 1806 und 1807 mehrere Dörfer der japanischen Kurilen. Nicht zufrieden damit, Lebensmittel fortzuführen, zerstörte er alle Vorräthe, die er nicht brauchen konnte, und verbrannte die Tempel und Häuser. Sein Benehmen war um so grausamer, als der Reis, das vorzüglichste Nahrungsmittel dieser Inseln, von Japan aus zugeführt wird, und der eine Ueberfall spät im Herbst, wenn die Verbindung bereits aufgehört hat, der andere dagegen im Frühling erfolgte, ehe die Schiffe mit neuen Vorräthen ankommen. Da auch die Wohnhäuser niedergebrannt worden waren, so hatten die Japaner von Hunger und Kälte viel zu leiden, und viele von ihnen fanden ihren Tod. Die russische Regierung schritt gegen diese Schändlichkeiten nicht weiter ein, als daß sie Chwoftow's Benehmen mißbilligte. Die Strafe dafür sollte völlig Unschuldige treffen.

Im Jahre 1811 erhielt Golownin, der Kapitän der Kriegschaluppe „Diana“, von seiner Regierung den Befehl, die südlichen Kurilen und die Küste der Tatarei genau zu untersuchen. Auf Iturup wurde er von den Japanern unfreundlich behandelt und überzeugte sich sehr, welche Erbitterung Chwoftow's Grausamkeit hinterlassen hatte. Obgleich er versicherte, nichts als Wasser und Salz einnehmen zu wollen, und bei seinen Landungen das friedlichste Benehmen beobachtete, flüchtete man alle werthvollen Sachen ins Innere der Insel und vermied den Verkehr mit ihm so viel wie möglich. Er fand hier verschiedene Bewohner der russischen Kurilen, welche hieher verschlagen sein wollten, in Wahrheit aber des Handels wegen gekommen waren. Ihr Geschäft beruhte auf einem reinen Tausch, dem aber feste Werthe zu Grunde lagen. Für ein Biberfell erhielten die russischen Inselbewohner zehn große Säcke Reis, für ein Seehundsfell sieben kleine Säcke, für zehn Adlerschwänze zwanzig kleine Säcke oder einen seidnen Rock, für drei

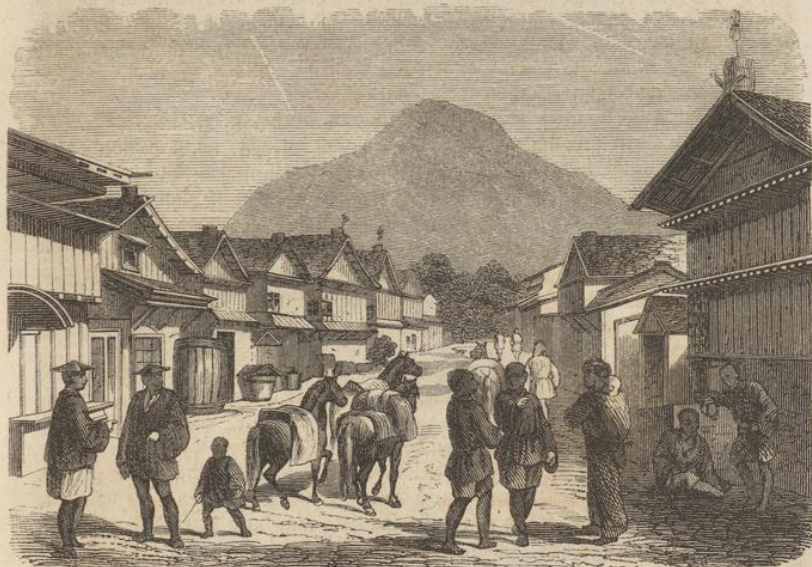


Ablerschwänze einen baumwollenen Rock mit demselben Futter und Watte, für zehn Adlerflügel ein Bund Tabak in Blättern.

Auf der Insel Kunaschir empfing man die Russen von der Festung aus mit Kanonenschüssen. Man ließ eines ihrer Boote ganz nahe heran kommen und feuerte dann plötzlich aus allen Batterien. Golownin litt einen solchen Mangel an Lebensmitteln, daß er sich nicht entfernen konnte. Er bemühte sich auf jede Weise, das Vertrauen der Japaner zu gewinnen, und glaubte seinen Zweck schon erreicht zu haben, als sie ihm ganze Bootsladungen von Fischen und andern Geschenken zuschickten. Am 11. Juli 1811 machte er mit zwei Offizieren, vier Matrosen und einem Aino, der als Dolmetscher diente, in der Festung einen Besuch. Er fand dort an 400 Soldaten, die mit Flinten, Pfeilen und Spießen bewaffnet einen Kreis bildeten. Der Oberbefehlshaber, zu dem man ihn führte, trug unter seinem kostbaren seidenen Kleide eine volle Rüstung. Ebenso waren auch die andern Offiziere gepanzert. Man bewirthete Golownin auf das höflichste, aber kaum war die Unterhaltung in Gang gekommen, so wurden unter die Soldaten blanke Säbel vertheilt. Als die Russen unruhig wurden und sich entfernen wollten, erklärte man ihnen, daß sie als Geiseln zurückbleiben müßten, bis in der Hauptstadt darüber entschieden worden sei, ob sie für Schwoftow's Schandthaten verantwortlich gemacht werden sollten. Sogleich sprangen alle auf und ergriffen die Flucht. Die Japaner erhoben ein gewaltiges Geschrei, wagten aber keinen Angriff auf sie, sondern warfen ihnen Ruder und Holzstücke nach, damit sie fallen sollten. Sie erreichten den Landungsplatz, sahen aber mit Schrecken, daß inzwischen die Ebbe eingetreten war und ihr Boot auf dem Trocknen gelassen hatte. Sie ergaben sich nun und wurden in die Festung geführt.

Die Behandlung, der man sie unterwarf, war eine ganz eigenthümliche, denn sie verband die größte Grausamkeit mit der zartesten Milde. Man fesselte die Russen mit fingerdicken Stricken, die mit dünnen Schuuren überwunden wurden. Rund um die Brust und den Hals hingen Schlingen, die Ellenbogen berührten sich fast, und die Hände waren fest an einander geknebelt. Außerdem wurden noch die Beine an zwei Stellen, über den Knien und unter den Waden, gebunden. Von den Fesseln an den Händen ging ein langer Strick aus, dessen Ende ein Japaner in der Hand hielt. Die Stricke an den Füßen entfernte man, wenn auf dem Transport nach andern Städten zu Fuß gegangen wurde, aber die übrigen Fesseln blieben so eng zusammengeschnürt, daß die Gefangenen in den Händen und in allen Knochen fast unerträgliche Schmerzen empfanden. Diese Grausamkeit hielt man für nöthig, damit sie nicht entfliehen könnten. In allen andern Beziehungen behandelte man sie mit der größten Sorgfalt. Man fütterte sie mit kleinen Stäbchen, ließ sie häufig trinken und stellte Leute mit Zweigen neben sie, um die Mücken und Fliegen zu entfernen. Das gewöhnliche Getränk war sehr schlechter Thee ohne Zucker, seltener Saki, das Essen bestand gewöhnlich aus Reisbrey und gesalzenem Rettig, welche die Stellen des Brotes und des Salzes ersetzten, aus Gemüse, Nudeln und gebratenen oder gekochten Fischen, wozu manchmal eine Pilzsuppe und ein hart gekochtes Ei kamen.

Sowie man sich auf dem Marsche von der Küste entfernte, die Möglichkeit der Flucht mithin eine geringere wurde, befreite man die Russen von ihren Fesseln. Man hatte ihnen schon in der Festung alles Metall abgenommen und bemerkte jetzt mit dem größten Schrecken, daß in Golownin's Unterkleidern einige Schlüssel unentdeckt geblieben seien. Die Sorge der Japaner für die Gesundheit ihrer Gefangenen blieb sich immer gleich. Man trug die letztern, sowol die Offiziere als die Matrosen, über die kleinsten Pflügen und Bäche. Wurden sie müde, so gab man ihnen Sänften. Der Bevölkerung, die ein allgemeines Mitleid verrieth,



Eine Straße in Sakodadi.

wurde erlaubt, guten Thee, Saki, Eingemachtes und Früchte zu schicken. Der Gegendienst, den man von den Russen verlangte, bestand darin, daß sie Auskunft über Drando (Holland) und Kabo (Vorgebirge der guten Hoffnung) geben sollten.

Auf diesem Transport erfuhr Golownin, daß seine Landsleute den Japanern noch eine andere Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben hatten. Auf der Insel Iturup waren christliche Ainos erschienen, welche sich als Glaubensboten zu erkennen gegeben hatten. Wie Golownin hörte, vertheilten jene sonderbaren Befehrer kupferne Heiligenbilder und geschriebene Gebete mit Bildern, die man am Halse tragen müsse, um lange und glücklich zu leben, nie krank zu werden und

auch in jener Welt der größten Herrlichkeit theilhaftig zu sein. Als Golownin von diesen Befehrsversuchen vernahm, hielt er sich für verloren.

Vor der Hauptstadt der Insel wurden die Russen wieder gebunden, damit man ihrer Wache keine Nachlässigkeit vorwerfen könne. Man führte sie von dort nach Hakodade. Dreißig Meilen vor dieser Stadt beginnt das eigentliche japanische Gebiet, während bis dahin Ainos wohnen. Die Grenze bildet ein kleiner reißender Strom, der bei der Ueberfahrt der Russen nach starken Regengüssen hoch angeschwollen war. Die Dörfer der Kurilen sind in der Regel klein und bestehen aus Hütten von ärmlichem Ansehen, die nie von einem Garten umgeben werden. Die Dörfer der Japaner sind dagegen groß und haben regelmäßige Straßen, in denen hübschgebaute Häuser stehen. Jedes derselben hat seinen Gemüsegarten und viele sind in Gruppen von Obstbäumen versteckt. In den Straßen und Häusern herrscht eine bewunderungswürdige Reinlichkeit.

In Hakodade wurden die Russen mehreren Verhören unterworfen. Man fragte sie nach allem Möglichen, unter anderm auch darnach, ob in Rußland nicht die Religion verändert worden sei. Larmann habe einen langen Zopf und starkes Haar getragen, welches mit Mehl bestreut gewesen sei, und sie schnitten ihr Haar kurz ab. Dann wurde auch gefragt, wie Resanoff in Petersburg von Japan gesprochen habe, weshalb so viele Gebäude, Fahrzeuge und Sachen von Chwostow verbrannt worden seien und wer den Befehl dazu gegeben habe? Einige Antworten der Russen wurden mit offenbarer Befriedigung aufgenommen, aber es blieb noch so viel Argwohn zurück, daß Golownin über sein Schicksal nicht beruhigt wurde.

Von Hakodade führte man die Gefangenen noch weiter, nach der Stadt Matsmai. Das Gefängniß, das man ihnen dort anwies, sah wie eine hölzerne Scheune aus, die auf drei Seiten Wände ohne alle Oeffnungen hatte, während die vierte Seite aus Staketen von starken Balken bestand, die vier Zoll weit von einander entfernt waren. In der Mitte dieses Gebäudes standen zwei Käfige, aus gleichen Balken wie die Stakete erbaut und durch Gänge von den Wänden und von einander getrennt. Der eine Käfig war sechs Schritte lang und breit und zehn Fuß hoch, der andere eben so breit und hoch, aber acht Schritte lang. Der Eingang in diese Käfige war so niedrig, daß man hinein kriechen mußte. Die Thür bestand aus dicken Balken und wurde mit einem starken eisernen Riegel verschlossen. Ueber derselben befand sich eine kleine Oeffnung, durch welche man das Essen reichete. Neben den Staketen der Außenwand des Gebäudes war ein Schilderhaus angebracht, in welchem beständig zwei Soldaten die Wache hatten. Sie konnten die Gefangenen sehen und wandten ihre Augen nicht von ihnen ab. Um das Ganze zog sich ein hoher Zaun mit hölzernen Spitzen, auf den in einiger Entfernung ein zweiter folgte.

So schlecht dieses Gefängniß war, so gut behandelte man die Gefangenen. Man suchte die Zubereitung der russischen Gerichte kennen zu lernen und setzte ihnen oft russische Kuchen und Grütze vor. Dreimal des Tages wurden Mahlzeiten gehalten, bei denen man bald Thee, bald Saki auftrug. Als Schnee fiel,

schoß man für die Russen Hasen, Bären und Seehunde. Die Fragen, die man an sie richtete, waren unzählig und wurden ohne alle Ordnung gestellt. So fragte man z. B.: Welche Kleidung trägt der russische Kaiser? Womit bedeckt er sein Haupt? Was für Vögel giebt es in der Gegend von Petersburg? Was für Kleider tragen die russischen Frauenzimmer? Auf was für einem Pferde reitet der russische Kaiser? Wie oft gehen die Russen an einem Tage in die Kirche? Wann fangen die Frauen in Rußland an Kinder zu gebären und wann hören sie auf? Wurden die Russen über die vielen unnützen Fragen ungeduldig, so versöhnte man sie durch Liebfosungen.

Als es Golownin endlich gelungen war, die Japaner zu überzeugen, daß er keinen Angriff beabsichtigt habe, behandelte man ihn nicht mehr als Gefangenen, sondern als Gast. Sein Käfig verwandelte sich plötzlich durch Wegnahme der Statete und durch das Legen von Bretern und reinen neuen Matten in einen hübschen Saal. Man gab ihm Pfeifen und Tabak und ersetzte die Lampe mit Fichtthran durch Wachslichter. Auch Bewegung im Freien, allerdings unter starker Bedeckung, wurde gestattet. Mehrmals ließ man die Russen eine halbedeutsche Meile weit ins nahe Gebirge vordringen, oder führte sie weit an der Seeküste hin. Dann trugen ihnen Diener Theegeschirre, Speisen, Saki und Matten nach. Nicht lange, so wies man ihnen ein Haus an, in dem ein japanischer Beamter gewohnt hatte. Das Gebäude war geräumig und stieß an einen Hof, den die Japaner einen Garten nannten, weil er mit vier Bäumen und einigem Gesträuch bepflanzt war. Eine Pfütze, die man in einem Winkel ausgegraben hatte, stellte einen See vor, drei oder vier Erdhäusen, die aus dem Wasser hervorragten und mit Steinen belegt waren, wurden als Inseln bezeichnet. Auf diesem Hof konnten die Russen frei umhergehen und der erfrischenden Luft genießen. Sie überblickten einen Theil der Stadt, die Gegend bis zum Gebirge hin und die Bucht, in der oft japanische Küstenfahrer hinter Steinhäusen, die als Wellenbrecher dienten, die Anker auswarfen.

Bei aller Freundlichkeit, die man ihnen erwies, wurde den Russen schlimmer und schlimmer zu Muth. Man sagte ihnen, daß sie die Japaner als Landsleute und Brüder betrachten müßten, und schien sie dadurch auf ein ewiges Gefängniß vorbereiten zu wollen. Eines Tages hörten sie, daß man in Japan einen Krieg mit Rußland erwarte. Sie wußten, daß in Ochozk keine Streitmacht vorhanden sei, die gegen die Küsten des Landes mit Kraft zu handeln vermöge, und daß Rußland bei der damaligen Weltlage seine Kronstadter Flotte nicht ins Stille Meer schicken könne, war ihnen eben so genau bekannt. Mit einer langen, vielleicht ewigen Haft vor Augen entschlossen sie sich zur Flucht. Die Ausführung hatte ihre Schwierigkeiten, aber unmöglich war sie nicht. Alles beruhte darauf, daß es gelinge, in der Bucht ein segelfertiges Fahrzeug zu nehmen und das offene Meer zu gewinnen.

Die Russen verschafften sich einen Kompaß, einen scharfen Meißel, der an einer Stange befestigt als Spieß gebraucht werden konnte, zwei Messer und Lebensmittel. Auf ihren Spaziergängen merkten sie sich alle Wege und Fußsteige,

so daß sie nicht leicht in der Irre gehen konnten. Am Abend des 23. April 1812 verbargen sich zwei von ihnen im Hofe und gruben unter dem Zaun, der gegen die Straße hin die Grenze bildete, ein Loch. Um Mitternacht folgten die andern nach, frohen unter dem Zaun weg und waren im Freien. Da der Weg nach der Küste augenblicklich nicht benutzt werden konnte, so wandten sich die Flüchtlinge in die Gebirge, die ihnen Verstecke genug darboten. Golownin hatte sich am Knie verletzt und litt fürchterliche Schmerzen, seine fünf Gefährten klagten bloß über die Kälte. Am ersten Tage verbargen sie sich in einer Höhle, in der zweiten Nacht bauten sie sich aus Rohr eine Hütte. Sie waren auf dem Gipfel eines der höchsten Bergrücken, welche die Insel durchziehen. „Das majestätische Bild der Natur erregte meine ganze Aufmerksamkeit“, erzählt Golownin. „Der Himmel war hell, aber unter uns, zwischen den Bergen, wogte schwarzes Gewölk. Wahrscheinlich regnete es in den Ebenen. Der Schnee von allen Bergen umher schimmerte in der Ferne und nie hatte ich früher bemerkt, daß die Sterne so stark leuchteten, als in dieser Nacht. Eine tiefe nächtliche Stille herrschte rings umher. Allein dieses erhabene Schauspiel schwand, wenn meine Gedanken plötzlich auf unsere Lage fielen. Alle Schreckbilder derselben traten vor meine Seele. Sechs Menschen auf einem der höchsten Gipfel der Gebirge von Matsmai, ohne Kleidung, ohne Nahrung, sogar ohne Waffen, von Feinden und wilden Thieren umringt, ohne sich vertheidigen zu können, auf einer Insel umherirrend, ohne die Gewißheit und die Kraft zu haben, sich eines Fahrzeugs zu bemächtigen, ich überdies mit einem kranken Beine, welches mich bei jedem Schritte fürchterlich quälte — das Nachdenken über diesen hilflosen Zustand brachte mich fast zur Verzweiflung. Inzwischen waren einige meiner Gefährten auch erwacht, und ihre Seufzer und Gebete rührten mich noch mehr. Ich vergaß mich selbst und weinte heiße Thränen über ihr unglückliches Schicksal.“

In den nächsten Tagen waren mehrere reißende Ströme zu durchschreiten, und der Weg führte oft an tiefen Abgründen vorbei. Die Tage waren heiß, die Nächte dagegen so kalt, daß es schwer wurde, die durchnässten Kleider zu trocknen, da ein großes Feuer zu unterhalten gefährlich gewesen wäre. Um ihre wenigen Vorräthe zu schonen, aßen die Flüchtlinge wilden Knoblauch und Sauerampfer. Sie erreichten endlich den Strand, wo mehrere Boote lagen, die aber alle zu klein waren. Ein größeres Fahrzeug lichtete in dem Augenblicke, als sie es überfallen wollten, den Anker. Von jetzt an gingen sie jede Nacht an das Ufer, um nach einem Schiff zu suchen, und kehrten vor dem Hellwerden in die Berge zurück, die in der Nähe des Meeres kahl waren. Die weiten Wege, welche sie machen mußten, um ein Versteck zu finden, verringerten ihre Kräfte von Tage zu Tage mehr. Golownin vermochte zuletzt nichts mehr zu essen und litt beständig an Durst, den er nicht befriedigen konnte, ohne daß Uebelkeit eintrat. Entdeckt glaubten die Russen nicht zu sein, obgleich sie in den Dörfern mehrmals von Hunden angebellt worden waren.

Das Unglück verfolgte die Armen fortwährend. Sie wollten getrocknete Fische von den Gerüsten bei den Dörfern nehmen, und alle Gerüste waren leer, sie wollten Pferde auf der Weide fangen, um sie zu schlachten, und alle

Pferde waren so wild, daß sie sich nicht fangen ließen. fanden sie ein Schiff, so hatte man es hoch aufs Trockne gezogen, und ihre schwachen Kräfte reichten nicht hin, es flott zu machen. Golownin entschloß sich jetzt, ein kleines Boot zu besteigen und damit nach einer waldigen unbewohnten Insel zu segeln, die er vier Meilen von der Küste entfernt bemerkt hatte. Er konnte dort so lange von Muscheln und Seegewächsen leben, bis es ihm glückte, bei Windstille ein größeres Fahrzeug zu überfallen. Schlimmsten Falls wollte er in dem kleinen Boote die



Japanische Soldaten.

Fahrt nach der Küste der Tatarei wagen. Der Raum, den er zurückzulegen hatte, betrug nach seiner Rechnung 60 Meilen.

Indem er sich mit neuen Plänen zu seiner Rettung trug, verfügte das Schicksal anders über ihn und seine Gefährten. Eine Frau entdeckte sie und winkte Leute herbei. Im Nu waren sie von Soldaten umzingelt, die mit Säbeln, Dolchen, Gewehren und Pfeilen bewaffnet waren. Trotz ihrer schweren Bewaffnung und ihrer großen Uebersahl rückten diese Tapfern mit scheuer Vorsicht vor. Als Golownin vortrat, um sich zu ergeben, wichen sie einige Schritte zurück, und erst nachdem sie sich überzeugt hatten, daß er nicht bewaffnet sei, nahmen sie ihn gefangen. Man band den Russen die Hände schwach auf den Rücken, erlaubte sich

Steger, Japan.

aber keine Beleidigung oder Schmähung gegen sie. Sobald man sah, daß Golownin hinkte, faßten ihn zwei Soldaten unter den Arm und unterstützten ihn bei schwierigen Stellen. So oft der Weg durch Dörfer führte, versammelten sich die Einwohner, um die Gefangenen zu sehen. Keiner erlaubte sich eine Schmähung oder einen Spott, alle verriethen in ihren Blicken Mitleid, und von den Frauen weinten viele, indem sie zugleich Speisen und Getränke herbeibrachten.

Unterwegs sahen die Russen, daß eine fremde Hand überall, wo sie Nachts gewesen waren, Stäbe in ihre Fußstapfen gesteckt habe. Von den Soldaten hörten sie, daß man ihre Spur beständig verfolgt und sie oft gesehen habe. Es wurde ihnen genau beschrieben, wo sie Halt gemacht, Wasser getrunken oder Pflanzen gesammelt hätten. Weshalb trotzdem kein Angriff auf sie erfolgt war, blieb ihnen ein Räthsel. Wahrscheinlich fürchtete man, daß sie sich wie Verzweifelte vertheiligen würden, und wollte warten, bis der Hunger sie geschwächt habe.

Wurde es unterwegs dunkel, so ging neben jedem Russen ein Mann mit einer Laterne. Auch vorn und am Ende des Zugs wurden Laternen getragen. Kam man zu steilen Abhängen, so liefen die Landleute voraus, die von ihrem Dorfe bis zum nächsten Orte das Geleit gaben. Jeder trug ein großes Bund Stroh, welches an gefährlichen Orten aufgeschichtet und angezündet wurde, so daß sich eine Tageshelle verbreitete.

Der Statthalter von Matsmai empfing die zurückgebrachten Flüchtlinge mit seiner gewöhnlichen Leutseligkeit. Der einzige Vorwurf, den er an sie richtete, lag in der Frage: „Wußtet ihr nicht, daß, wenn euch die Flucht gelungen wäre, ich mit mehreren andern Beamten das Leben hätte einbüßen müssen?“ Nach einem langen Verhör sagte er ihnen: „Wäret ihr Japaner und hättet euer Gefängniß heimlich verlassen, so könnten die Folgen für euch sehr übel ausfallen. Da ihr aber Ausländer seid und die japanischen Gesetze nicht kennt, auch nicht in der Absicht geflohen seid, uns einen Schaden zuzufügen, sondern bloß um euer Vaterland wiederzusehen, welches jeder Mensch höher als Alles schätzen muß, so haben wir unsere gute Meinung von euch nicht verändert.“

Die Russen wurden indessen nicht in das Haus, das sie zuletzt bewohnt hatten, sondern in ein Gefängniß geführt. Golownin, der als Befehlshaber die ganze Verantwortlichkeit der Flucht auf sich genommen hatte, erhielt den schlechtesten Käfig von allen, der in der dunkelsten Ecke des Schuppens stand. Qualvoll war das Anrufen der Wächter, das in der Nacht jede halbe Stunde erfolgte. Statt des Thees wurde warmes Wasser gereicht, und die Speisen bestanden bloß in Reis und Suppen von wildwachsenden Gemüsen, zu denen ausnahmsweise einige Stücke Walffischfett oder gesalznen Fisches hinzugefügt wurden. Menschenfreundliche Rücksichten wurden noch immer genommen. Bekam z. B. einer der Gefangenen in der Nacht Durst, so weckte ein Wächter einen Diener, der bereitwillig Wasser brachte. Einst entstand nach Mitternacht ein so heftiges Erdbeben, daß das ganze Gefängniß wankte. Sogleich kamen die Wächter mit Laternen herbei und baten die Russen, ruhig zu sein, denn die Erdbeben seien in Matsmai allerdings häufig, aber nicht gefährlich. Wie menschenfreundlich erscheint diese Theil-

nahme heidnischer und halb barbarischer Beamten für fremde Feinde im Vergleich mit dem Benehmen mancher christlichen und europäischen Regierung gegen Inländer, die eines politischen Verbrechens verdächtig sind.

Ein zweites Beispiel japanischer Menschenfreundlichkeit kam kurz nach dem Erdbeben vor. In einem Käfig neben den Russen saß ein Dieb, der zu Peitschenhieben verurtheilt und auf dem Hofe abgestraft wurde. Noch an demselben Tage stellte sich ein Beamter Golownin vor und erklärte ihm, daß er mit seinen Gefährten vor einer solchen Strafe sicher sei, indem die japanischen Gesetze die körperliche Züchtigung von Ausländern nicht gestatteten.

Die strengere Behandlung der Gefangenen hielt nicht lange an, und nach zwei Monaten waren sie wieder die Gäste der Japaner. Man führte sie in ihre alte Wohnung zurück und gab ihnen die besten Nahrungsmittel, Thee nach Belieben, Tabak, Bücher und sogar Vorhänge gegen die Mücken. Die frühern Spaziergänge fielen allerdings weg, aber das Thor des Gebäudes blieb vom Morgen bis zum Abend offen, damit die Russen der frischen Luft nicht entbehrten. Man beschenkte sie mit Früchten, lackirten Sachen, Backwerk, und der Statthalter ließ seidene Kleider für sie nähen. Am 6. September schöpften sie die erste Hoffnung, daß ihre Freilassung bevorstehe. An diesem Tage führte man sie ins Schloß und zeigte ihnen zwei Papiere, die von ihrer Kriegsschaluppe „Diana“ gekommen waren. Sie erfuhren jetzt, daß Unterhandlungen mit ihren Gefährten angeknüpft und dem Abschluß nahe seien.

Kapitän Ricord, der Nachfolger Golownin's im Oberbefehl über die „Diana“, hat über die Veruche, die zur Befreiung der Gefangenen gemacht wurden, Bericht erstattet. Nachdem Golownin gefangen genommen worden war, behingen die Japaner die ganze Festung auf der Seeseite mit gestreiftem baumwollenem Zeuge, so daß man vom Schiff aus nicht sehen konnte, was vorging. Als Ricord, um Erkundigungen einzuziehen, näher an den Strand fuhr, wurde er von einer Bergbatterie beschossen. Die Kugeln gingen hoch über das Schiff weg, während seine Geschütze die Batterie nach und nach vernichteten. Der Festung, die er gleichzeitig beschuß, konnte er keinen Schaden zufügen, da sie durch einen Erdwall geschützt wurde. Ricord stellte daher das Feuer ein und entfernte sich mit dem Schiffe. Der Muth der Japaner wurde dadurch so entflammt, daß sie von der Festung unaufhörlich schossen und mit ihrem Feuer noch lange fortfuhren, nachdem die „Diana“ aus der Schußweite gekommen war. Ricord fuhr nach Dchoß zurück und konnte erst im nächsten Sommer zurückkehren. Inzwischen hatten wieder Japaner, von Stürmen verschlagen, an der Küste von Kamtschatka Schiffbruch gelitten. Er nahm sie mit, um sie gegen Golownin und dessen Gefährten auszuwechseln.

Erst am 28. August war die „Diana“ wieder in der Bucht von Runaschir. Die Japaner waren offenbar entschlossen, sich auf keinen Verkehr einzulassen. Sie hatten ihre Festung so mit baumwollenem Zeuge verhängt, daß bloß die Dächer der Häuser zu sehen waren, und schossen bei jeder Annäherung eines russischen Bootes aus allen Geschützen. Man setzte einen der Japaner nach dem andern ans Land, und keiner kehrte mit einer guten Nachricht wieder. Einer, der verständigste



und heimtückischste von allen, brachte die Schreckensbotschaft: „Kapitän Golownin und die übrigen Russen sind getödtet.“ Auf die Aussage eines Mannes hin durfte Ricord nicht handeln, und er beschloß daher, einige Japaner gefangen zu nehmen und sich bei ihnen weiter zu erkundigen. Das nächste Schiff, das sich zeigte, wurde von einem Boot geentert. Die meisten der Mannschaft sprangen ins Meer, wo neun von ihnen ertranken, aber des Eigenthümers, eines Kaufmanns Takatai Kachi, bemächtigten sich die Russen. Dieser Fang war ein höchst glücklicher. Takatai war ein eben so gebildeter als wackerer Mann, ein Freund der Fremden und von Herzen geneigt, das Seinige zur Befreiung Golownin's beizutragen. In Kamtschatka, wohin die vorgerückte Jahreszeit zurückzukehren zwang, verständigten sich die Russen mit diesem klugen und wohlwollenden Japaner vollkommen. Daß die Gefangenen alle lebten, erfuhr Ricord durch Takatai bereits in der Bucht von Kunaschir.

Als Ricord im Vorjommer wieder vor jener Festung erschien, hatte sich dort wenigstens so viel geändert, daß man nicht auf ihn schoß. Nachrichten von den Gefangenen einzuziehen wollte nicht gelingen, und Ricord wurde darüber so erbittert, daß er seinem japanischen Freund mit dürren Worten erklärte, er glaube von ihm hintergangen zu sein und werde ihn mit nach Ochok zurücknehmen. Seine Heftigkeit verschaffte ihm einen Beweis von japanischem Ehrgefühl. Takatai antwortete kalt: „Es steht nicht in deiner Macht, mich nach Ochok mitzunehmen“, verrichtete vor einem Heiligenbilde ein langes Gebet und übergab das Bild nebst seinem Säbel einem Matrosen, damit er beide seinem Sohn und Nachfolger eingehändige. Ricord ließ seinen Entschluß natürlich fallen und Takatai erklärte ihm nun sein Benehmen. „Ich war fest entschlossen“, sagte er, „einen Selbstmord an mir zu begehen. Als Beweis der Ausführung desselben schnitt ich den Haarbüschel von meinem Kopfe und legte ihn in das Kästchen meines Heiligenbildes. Dies bedeutet nach unsern Sitten, daß Derjenige, von dem die Haare kommen, sein Leben mit Ehren geendet, das heißt sich den Bauch aufgeschlitzt habe. Die Haare werden mit eben den Feierlichkeiten zur Erde bestattet, als ob es der Leichnam selbst wäre. Da du mich Freund nennst, so will ich dir nichts verhehlen. Meine Erbitterung ging so weit, daß ich dich und den ältesten Offizier tödten und es nachher der Mannschaft selbst anzeigen wollte. Im Schlafe hätte ich dich nicht gemordet, nein, ich wäre offen zu Werke gegangen.“

In dieser Zeit war in Jeddo die Sache der Gefangenen bereits entschieden. Was sie über die Mißbilligung von Chwostow's Gewaltthaten durch die russische Regierung und über ihre eignen Absichten bei ihrem Besuch in Japan ausgesagt hatten, war durch die Erklärungen der aus Kamtschatka zurückgekehrten Japaner bestätigt worden. Ricord bemerkte diesen günstigen Umschwung an dem Benehmen des Statthalters. Man ließ ihn Wasser schöpfen und schickte ihm Fische und andere Lebensmittel, für die jede Bezahlung zurückgewiesen wurde. Am 27. Juli 1813 kam einer der gefangenen russischen Matrosen nach Kunaschir und mit ihm ein japanischer Beamter. Man erfuhr so zu gleicher Zeit, wie die übrigen Gefangenen sich befänden und welche Bedingungen die japanische Regierung stelle. Der letztern

waren bloß zwei, nämlich, daß der japanischen Regierung in einem Schreiben mit der Unterschrift und dem Siegel von zwei Befehlshabern erklärt werde, Chwoftow habe die Gewaltthätigkeiten auf den Kurilen und auf Sachalin ohne Wissen und Willen der russischen Regierung verübt, und daß die Kriegsvorräthe, die Chwoftow fortgeführt habe, zurückgegeben würden. Sollte es schwer sein, sie zu sammeln, so wollte man sich mit dem Zeugniß begnügen, daß sie in Ochozk nicht mehr aufzufinden seien.

Um jene Zeugnisse zu holen, mußte die „Diana“ nach Ochozk segeln. Zu der Hinfahrt brauchte sie funfzehn, zu der Rückreise zwanzig Tage. Man wies Ricord nach Hakodade, wo japanische Beamte mit ihm verhandeln würden. Die Art und Weise der Zulassung im Hafen wurde wie gewöhnlich als ein Kardinalpunkt betrachtet. Es war ein großes japanisches Zugeständniß, daß man die „Diana“ mit allen Geschützen und Kriegsvorräthen vor Anker gehen ließ. Nun kam das Ceremoniel der Zusammenkünfte an die Reihe, und in diesem Punkte blieben die Japaner unbeugsam. Ricord sollte ohne Fußbekleidung erscheinen. Vergebens stellte er vor, wie sonderbar es aussehn würde, wenn er in voller Uniform und mit dem Degen, aber ohne Stiefeln komme. Die Japaner wollten darin nichts Auffallendes finden, und der russische Kapitän war in keiner geringen Verlegenheit, als ihm noch zur rechten Zeit ein Ausweg einfiel. Er fragte, ob Lederne Strümpfe gegen die Etikette sein würden, und erhielt zu seiner Freude eine verneinende Antwort. Unter ledernen Strümpfen verstand er Schuhe, und diese trug er bei der Zusammenkunft.

Tage vergingen, ehe allen Formen so weit genügt war, daß man die Gefangenen ihren Freunden zuführen konnte. Am 7. Oktober 1813 schlug endlich die Stunde ihrer Befreiung. Golownin wurde von den Offizieren der „Diana“ kaum erkannt, so entstellte ihn die japanische Staatskleidung, die man ihm aus lauter Freundschaft aufgezwungen hatte. Er war mit seinen Gefährten zwei Jahre, zwei Monate und sechsundzwanzig Tage in Gefangenschaft gewesen. Die Freude der Japaner über diesen glücklichen Ausgang war eben so groß als die der Russen. Von allen Seiten kamen Glückwünsche, Geschenke und andere Beweise der herzlichsten Theilnahme. Auch der Statthalter und die drei höchsten Beamten sprachen in zwei Briefen Glückwünsche aus. In dem letztern Briefe hieß es: „Ihr habt alle lange hier gelebt, jetzt aber kehrt ihr in euer Vaterland zurück. Die Zeit eurer Abreise rückt schon heran. Der lange Aufenthalt unter uns hat uns so an euch gewöhnt, daß uns die Trennung schwer fällt. In eurer Freude gedenkt, daß auch wir uns eurer Befreiung freuen. Gott geleite euch auf der Reise, wir bitten ihn darum.“ Ehe das Schiff absegelte, brachte man viele Geschenke der Regierung, frisches Wasser und Holz, tausend große Kettige, funfzig Säcke Reis, dreißig Säcke Salz, eine Menge Gemüse, frische und gesalzene Fische. Den Japanern wurde erlaubt, den russischen Matrosen auf dem Schiffe zu helfen, und sie arbeiteten mit größerem Eifer, als wenn sie bezahlt würden. Bei der Abfahrt wimmelte die ganze Bucht von Booten, und auf allen stimmte man in den rasch erlernten Ruf ein: Hurrah! Diana!

Trotz aller dieser Freundlichkeit und Theilnahme kamen die Russen in der Hauptsache um keinen Schritt weiter. Man gab ihnen einen Erlaß der Regierung mit, in dem sie benachrichtigt wurden, daß der christliche Glaube in Japan streng verboten sei, also auch europäische Schiffe außer in Nagasaki nirgends gelitten und mit Kugeln vertrieben werden würden. Man wünsche keinen Handel mit auswärtigen Ländern, denn an nöthigen Dingen leide man keinen Mangel. In Nagasaki lasse man bloß solche Ausländer zu, mit denen Japan lange in Verbindung stehe, und dulde sie nicht des Gewinnes wegen, sondern aus andern wichtigen Ursachen. „Aus euren frühern oft wiederholten Bitten“, schloß der Erlaß, „sehen wir, daß ihr die Gebräuche unseres Landes mit den eurigen vergleicht, doch hierin irrt ihr sehr. Daher ist es besser, einer Handelsverbindung künftig nicht mehr zu erwähnen.“ Die Russen ließen sich dies gesagt sein und erneuerten ihre Versuche nicht wieder, bis eine andere Nation, deren Reich unter den Großstaaten der Erde das jüngste ist, Japan erschlossen hatte.

Die Engländer bewiesen bei ihrem Streben, Zugang in Nagasaki zu gewinnen, größere Beharrlichkeit. Im Jahre 1791 zeigte sich der „Argonaut“, ein Kaufahrer, der Cook's Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika benutzt hatte, um sich kostbare Pelze zu verschaffen. Der Kapitän hoffte einen Tauschhandel eröffnen zu können, wurde aber abgewiesen, nachdem man ihn auf seine Bitten mit Holz und Wasser versehen hatte. Broughton, der in den Jahren 1795 — 1797 nautische Vermessungen der Küsten und Untersuchungen der Meere um Japan auszuführen hatte, wurde ganz ebenso behandelt. Die nächsten Christen, welche mit Japan in Verkehr traten, waren Nordamerikaner. Sie kamen indessen nicht unter eigener, sondern unter holländischer Flagge. Holland war in dieser Zeit von den Franzosen unterworfen worden, und die holländischen Behörden in Batavia fürchteten mit Recht, daß Schiffe ihrer Nationalität von den englischen Kreuzern weggenommen werden würden. Sie mieteten ein Newyorker Schiff, die „Elisa“, unter Kapitän Stewart, und dieses machte 1797 die gewöhnliche Fahrt nach Desima. Die Japaner geriethen in keine geringe Verwirrung, als ein Schiff in den Hafen einsegelte, das die holländische Flagge führte und dessen Mannschaft gleichwol nicht holländisch sprach. Der holländische Handelsvorsteher suchte ihnen den Zusammenhang zu erklären, und sie willigten endlich ein, das Schiff als ein holländisches zu betrachten, obgleich seine Erläuterungen ihnen unverständlich blieben. Als Stewart im nächsten Jahre wiederkam, stieß sein Schiff bei der Abfahrt im Hafen an einen Felsen und ging unter. Um die Ladung, die aus Kupfer und Kampher bestand, zu retten, verwendete man Taucher, aber zwei derselben erstickten durch die Gase, die sich aus dem schmelzenden Kampher entwickelten. Die Amerikaner wußten keinen Rath weiter, und ein einfacher japanischer Schiffer war es, der ihr Schiff rettete. Er legte neben dasselbe auf jede Seite siebenzehn Boote und befestigte sie an das Schiff und untereinander mit starken Lauen. Auf dieselbe Art setzte er einen Küstenschiffer mit dem Stern der „Elisa“ in Verbindung und wartete nun, bis sich ein starker Seewind mit einer Hochflut verband. Sobald dies geschah, ließ er alle Fahrzeuge die Segel entfalten und zog das gesunkene Schiff glücklich in seichtes Wasser, wo es

wieder in segelfertigen Zustand gesetzt wurde. Zur Belohnung erhielt der Fischer das Recht, zwei Schwerter zu tragen, und ein adliges Wappen — einen holländischen Hut und zwei holländische Tabakspfeifen.

Die Zeitlage war den Holländern so ungünstig, daß Stewart auf die politischen Verhältnisse den Plan baute, den Verkehr mit Japan sich selbst und seinen Landsleuten zuzuwenden. Wie er dabei verfuhr, geht aus der etwas dunkeln Erzählung des Holländers Doeff nicht genau hervor. Wie es scheint, benutzte Stewart im nächsten Jahr ein anderes Schiff und erzählte, daß er die „Elisa“ mit der ganzen Ladung in einem Sturm verloren habe. Er hat um die Handelsurlaubniß, damit er sein verlorenes Vermögen ersetzen und die Schuld an die holländische Faktorei abtragen könne. Der holländische Handelsvorsteher schöpste Argwohn und erlaubte ihm wol, seine Ladung zu verkaufen und seine Schuld abzutragen, verweigerte ihm aber die Rückfracht und schickte ihn mit den nächsten holländischen Schiffen nach Batavia, damit er sich wegen des Untergangs der „Elisa“ dort verantworte. In Batavia entkam er durch die Flucht und man hörte Jahre lang nichts wieder von ihm, bis er plötzlich 1803 abermals und zwar mit einem Schiff unter nordamerikanischer Flagge in der Bucht von Nagasaki auftauchte. Als auch dieser neue Versuch, einen unmittelbaren Verkehr zwischen Japan und Nordamerika zu eröffnen, fehlschlug, zeigte er sich nicht wieder.

Vier Jahre später segelte ein englisches Schiff an die Küste heran, das auf der Fahrt von Kanton nach der amerikanischen Westküste in Noth gerathen sein wollte und die erbetene Hilfe erhielt. Einen andern Charakter hatte der Besuch, den der englische Kapitän Pellew 1708 mit dem Kriegsschiff „Phaëton“ machte. Er hatte die holländische Flagge aufgezogen, und die Holländer der Faktorei auf Desima ließen sich um so eher täuschen, als gerade die Zeit war, in der sie eines ihrer Schiffe von Batavia erwarteten. Sie schickten dem Fremden ein Boot entgegen und mußten mit einem Male sehen, daß die Mannschaft gefangen genommen wurde. Die Bestürzung der japanischen Beamten war unbeschreiblich. Sie vermochten sich anfangs nicht zu erklären, wie ein holländisches Schiff Holländer angreifen könne. Als man ihnen begreiflich machte, jenes Schiff sei ein feindliches, wahrscheinlich ein englisches, das unter falscher Flagge segle, wurden sie keineswegs ruhiger. Sie hatten in der That den besten Grund beforgt zu sein, denn sie mußten für jeden einzelnen ihrer holländischen Gäste haften, und das japanische Geseß sprach ihnen das Leben ab, wenn einem derselben etwas Böses widerfuhr. Nachdem die Holländer in Folge von Unterhandlungen, bei denen Pellew nichts als Wasser und Lebensmittel forderte, in Freiheit gesetzt worden waren, zeigte sich für die unglücklichen Beamten eine andere Gefahr. Sie durften die Engländer nicht lebendig aus dem Hafen lassen und waren auch zum Angriff entschlossen, allein auf dem Küstenposten, dessen sie dazu bedurften, befanden sich nicht tausend Mann, die da sein sollten, sondern bloß sechzig. Der Statthalter und seine Beamten wußten zu gut, was ihnen bevorstehe, als daß sie eine geordnete Untersuchung abgewartet hätten. Alle schloßten sich den Bauch auf. Selbst der Fürst von Fizen, dem jene nachlässigen Truppen gehörten, wurde ver-

antwortlich gemacht, obgleich er sich in Jeddo befand, und mit hunderttägigem Gefängniß bestraft. Um sich wieder in Gunst zu setzen, erbat er sich vom Staatsrath die Erlaubniß, dem unschuldigen Sohn des Statthalters ein Geschenk von 2000 Kobangs (etwa 26,500 Gulden C.-M.) machen zu dürfen. Der Staatsrath gab ihm die Erlaubniß dazu und bemerkte ihm zugleich, damit er nicht wiederholte Bitten zu stellen gezwungen sei, wolle man ihm gleich jetzt vergönnen, daß er sein Geschenk jährlich wiederholen dürfe. Diese Andeutung war ein Befehl und der Fürst hatte mithin eine lebenslängliche Entschädigung zu bezahlen.

Die Verlegenheiten der Holländer sollten noch größer werden. Im Jahre 1811 wurde Batavia von den Engländern genommen und der Statthalter Jansens zu einem Vertrage gezwungen, durch den die Engländer Java „mit allem Zubehör“ erhielten. Es unterlag keinem Zweifel, daß Desima unter diesem Zubehör mit begriffen war, und der englische Statthalter von Java, Sir Stamford Raffles, schickte sich daher an, Besitz zu ergreifen. Er wählte die mildeste Form, indem er 1813 zwei Schiffe, dieselben, welche den jährlichen Zwischenhandel besorgten, abgehen ließ und ihnen einen neuen Handelsvorsteher, den Holländer Cassa, mitgab, damit er Doeff, der bereits das Doppelte der gebräuchlichen Zeit in Desima zugebracht hatte, ablöse. Doeff ließ sich indessen nicht vertreiben. Er stellte sich, als glaube er weder an die Eroberung Hollands durch die Franzosen, noch an den Verlust Javas, und als halte er die beiden Schiffe für Nordamerikaner, die wie schon früher einmal von dem Statthalter von Batavia gemiethet worden seien. Da die japanischen Beamten seiner Auffassung beitraten und die Engländer keine Gewalt anwenden konnten, so drang er durch, und es trat nun das merkwürdige Verhältniß ein, daß die kleine Insel Desima der einzige Punkt auf der Erde war, wo es noch holländische Beförden und eine holländische Flagge gab. Der Handel hörte allerdings auf, aber die Japaner waren anständig genug, ihre Gäste so lange mit allem Nöthigen zu versehen, bis der europäische Umschwung erfolgte und der alte Verkehr sich herstellte.

Durch die Besuche der Engländer und Russen hatten die Japaner Bekanntschaft mit zwei andern europäischen Sprachen erlangt. Sie benutzten diese auf ihre Weise, indem sie in allen Küstenplätzen Dolmetscher unterhielten, welche landenden Russen oder Engländern erklären konnten, weshalb man sie zurückerweise. Lange bot sich diesen Sprachkennern keine Gelegenheit, ihre Pflichten zu erfüllen, denn die europäischen Schiffe mieden die ungasliche Küste. Im Jahre 1831 wurde aber eine japanische Dschunke durch die Winde von der Küste verschlagen und scheiterte endlich, nachdem sie eine Zeit lang hilflos im Stillen Ocean getrieben hatte, an der nordamerikanischen Westküste, in der Nähe der Mündung des Columbiaflusses. Die Amerikaner nahmen die Schiffbrüchigen freundlich auf und führten sie nach Makao. Dort befand sich der deutsche Glaubensbote Gütschaff, der von den Japanern ihre Sprache erlernte und nicht ruhte, bis er King, einen amerikanischen Kaufmann, bestimmt hatte, ein Schiff auszurüsten, auf dem die Schiffbrüchigen in ihre Heimat zurückgebracht werden sollten. Gütschaff begleitete seine Schützlinge, und mit ihm schiffte sich ein zweiter Glaubensbote, Dr. Parker,



Hafenkapelle in Yokohama.

ertägigen  
um Staats  
higen von  
Staatsrat  
widerholte  
dag er sein  
Hand der  
  
Im Jahr  
er Janes  
ollem Jy  
m Sube  
rd Kasst  
indem er  
besorgen  
Laffe, mi  
in Desim  
stellte sich  
uch an der  
er, die mi  
den sein.  
nder feine  
erwürdig  
Frde war  
Handel  
Gäfte so  
erfolgte  
  
Bekannt  
diele auf  
e, welche  
e zurück  
lichten ja  
im Jahre  
üste ver  
en Ocean  
Rändung  
dlich auf  
Gütern  
s, einen  
dem die  
geleitete  
Barter,

auf dem „Morrison“ ein. Man nahm weder Geschütze noch andere Waffen mit und glaubte dadurch den friedlichen Zweck der Reise genug an den Tag gelegt zu haben, um der freundlichsten Aufnahme sicher zu sein. Die Amerikaner begingen indessen den Fehler, nicht in Nagasaki, dem einzigen für Fremde offenen Hafen, sondern in der Bucht von Jeddo zu landen, wo nicht einmal allen japanischen Schiffen der freie Verkehr gestattet ist. Die Landesbehörden ließen sich auf Unterhandlungen ein, und Gützlaff glaubte schon gewonnenes Spiel zu haben, als plötzlich auf den „Morrison“ gefeuert wurde. Nicht besser erging es ihm in der Bucht von Kagosima, die zum Fürstenthum Sakuma gehört. Er segelte dann, ohne Nagasaki zu berühren, nach Malao zurück und nahm die schiffbrüchigen Japaner mit.

In dieser Zeit traten zwei Ereignisse ein, welche der japanischen Politik die Aufrechthaltung der Isolirung ihres Landes ungemein erschwerten und auf die Länge unmöglich machen mußten. Das eine Ereigniß war die veränderte Richtung, die der Walfischfang nahm, das zweite der Krieg Englands mit China.

In frühern Zeiten jagte man den Walfisch in dem arktischen Striche des Atlantischen Oceans zwischen Amerika und Europa, um Grönland, Spitzbergen und in den großen Buchten, der Hudsons- und Baffinsbai. Die unausgesetzten Nachstellungen verminderten die großen Thiere dort so, daß der Fang nicht mehr einträglich war und andere Jagdplätze aufgesucht werden mußten. Längere Zeit benutzte man den südlichsten Theil des Stillen Oceans, und dieser Wahl verdanken wir die meisten Entdeckungen in den antarktischen Meeren, die sich an die Namen der Walfischfänger Bristol, Palmer, Powell, Beddell u. s. w. knüpfen. Der reiche Fang lockte immer mehr Schiffe nach jenen Breiten, und so lieferte das gefährliche Gewerbe auch hier geringern Ertrag. Man fing nun an, den Walfisch in dem nordwestlichen Theil des Stillen Oceans aufzusuchen, und namentlich wendeten sich die Nordamerikaner zahlreich nach dem Meere von Dchozt und den angrenzenden Gewässern. Für Walfischfänger, die nicht selten mehrere Jahre ausbleiben, ist es ein Bedürfniß, in der Nähe des Fangorts eine Küste zu haben, wo sie ihre Vorräthe erneuern können. Der geographischen Lage nach waren die japanischen Inseln in dieser Beziehung am geeignetsten, und es ließ sich unschwer voraussehen, daß die abgehärteten, verwegenen und zu Gewaltthaten geneigten Matrosen dieser Schiffe das japanische Verkehrsverbot nicht achten würden. In der That wurden die Häfen der Inseln von Walfischfängern immer häufiger besucht. Die Behörden boten in solchen Fällen stets Wasser und Holz an, aber die Schiffer begnügten sich damit nicht immer und nahmen sich, was man ihnen nicht freiwillig gab.

In ihrem Kriege mit China waren die Engländer durch die Erfahrung belehrt worden, wie wenig Kräfte dazu gehören, um ein großes ostasiatisches Reich bis in den Staub zu demüthigen. Begnügten sich die Engländer mit der Oeffnung der chinesischen Häfen, die der Friedensvertrag von Nanking (29. August 1842) ihnen gewährte, so blieb ihre Politik, den verschlossenen Osten in den großen Weltverkehr hineinzuziehen, auf halbem Wege stehen. In dem Jahre des Friedens von Nanking hatte die japanische Regierung, durch die häufiger werdenden Zwistig-

keiten mit Walfischfängern gewarnt, ihre bisherige strenge Gesetzgebung gelindert und hinsichtlich der fremden Schiffe, die durch Sturm oder Mangel an Lebensmitteln gezwungen würden, die japanischen Küsten aufzusuchen, humanere Maßregeln vorgeschrieben. Mit Rücksicht auf diese Umstände und auf die bevorzugte Stellung, deren die Niederländer in Japan genossen, hielten die Holländer die Zeit für gekommen, wo es ihre Pflicht sei, die dortige Regierung ernstlich vor den wachsenden Gefahren ihres Systems der Absonderung zu warnen. Im Jahre 1844 überbrachte die Fregatte „Palembang“ ein Schreiben des Königs Wilhelm II. an den Kaiser von Japan. Die japanische Regierung schenkte der darin enthaltenen Aufforderung, ihre Häfen zu öffnen und auf diese Weise dem Schicksal Chinas zu entgehen, keine Beachtung und antwortete im nächsten Jahre höflich, aber bestimmt, daß die uralten Reichsgesetze nicht erlaubten, dem Verkehr mit fremden Völkern eine größere Ausdehnung zu geben, und daß man daher das System der Ausschließung behaupten müsse. Gerade die Ereignisse in China, sagte der Siogun, enthielten den besten Beweis, daß ein Reich keines dauernden Friedens genießen könne, wenn es nicht die Fremden fernhalte. Hätte China den Engländern nicht gestattet, sich in großer Anzahl in Kanton niederzulassen und dort Wurzel zu schlagen, so würden keine Streitigkeiten entstanden, oder die Engländer zu schwach gewesen sein, in dem ungleichen Kampfe zu bestehen. „Holland“, schloß der Siogun, „hat durch gute Dienste das Recht erworben, mit uns zu handeln, und soll dieses Recht behalten. Aber ich werde mich hüten, dieses Privilegium auf irgend ein anderes Volk auszu dehnen, denn es ist viel leichter, einen Damm in unverletztem Zustande zu erhalten, als, wenn einmal Oeffnungen entstanden sind, das Größerwerden derselben zu verhindern.“

Die Wirkung der mildern Gesetzgebung von 1842 äußerte sich, als der Amerikaner Mercator Cooper mit dem „Manhattan“ im April 1845 die Rbede von Jeddo besuchte. Das Schiff war ein Walfischfänger und hatte in dem Meere nördlich von Japan gejagt. Südöstlich von Nippon traf Cooper auf eine kleine Insel, die ziemlich unfruchtbar ist und die für unbewohnt gilt. Auf den nordamerikanischen Seekarten wird sie als Peterzinsel bezeichnet. Cooper beschloß sie zu untersuchen und Schildkröten für seine Mannschaft einzunehmen. Während er am Ufer hinfuhr, stieß er auf ein sonderbares Schiff, das einem chinesischen ähnlich war. Er landete und ging ins Innere, wo er in einem Thale unerwartet einige Menschen in unförmlicher Kleidung sah, die, von seinem Anblick erschreckt, entflohen. Er folgte ihnen und kam zu einer Hütte, wo er elf Menschen beisammen traf, die, wie er nachher erfuhr, schiffbrüchige Japaner waren. Bei seiner Annäherung kamen sie heraus, warfen sich vor ihm nieder und blieben eine Zeit lang mit dem Gesicht gegen die Erde liegen. Sie fürchteten sehr für ihr Leben, aber er beruhigte sie durch seine Freundlichkeit und wurde von ihnen durch Zeichen unterrichtet, daß sie vor vielen Monaten an der Insel Schiffbruch gelitten hätten.

Cooper beschloß sogleich, mit ihnen nach Jeddo zu segeln, obgleich er das Verbot der japanischen Regierung recht gut kannte. Seine Absicht war theils, die Schiffbrüchigen ihrer Heimat zurückzugeben, theils der japanischen Regierung



„einen günstigen Begriff von der Civilisation der Nordamerikaner beizubringen“. Er segelte einige Tage in der Richtung von Nippon und sah eine große unförmliche Masse auf dem Wasser schwimmen, die sich am Ende als ein entmastetes und dem Sinken nahes Schiff herausstellte. Es war von einem der nördlichen Häfen mit einer Ladung gefalzener Lachse nach Jeddo gesegelt und hatte seit einigen Wochen hülflos auf dem Meere herumgetrieben. Cooper erlöste von diesem Schiffe, das am nächsten Tage in einem Sturme zu Grunde gegangen sein muß, elf Japaner.

Als er Nippon erreichte, fand er, daß er beträchtlich nördlich von Jeddo sei, näherte sich aber der Küste und landete in seinem Boot, von einem der Japaner begleitet. Die Bevölkerung, die zum größten Theil mit Fischen beschäftigt war und intelligent und glücklich zu sein schien, widersezte sich seiner Landung nicht. Von hier schickte er einen seiner Schiffbrüchigen nach Jeddo und kündigte seine Absicht an, in einen Hafen einzulaufen, um die Japaner zu landen und Wasser und andere Bedürfnisse für seine Weiterreise zu erhalten. Hierauf segelte er am Lande hin und verglich seine Karte mit einer japanischen, die er auf dem Wrack gefunden hatte, aber der Wind trieb ihn wieder in die hohe See und er konnte sich erst nach einer Woche wieder der Küste nähern. Er landete abermals, schickte zwei andere Schiffbrüchige in die Hauptstadt und erneuerte seine Bitte um Aufnahme in einen Hafen. Hierauf richtete er seinen Lauf nach Jeddo und warf in der tiefen Bai, an der die Stadt liegt, Anker. Während er in die Bai hineingesegelte, kam ein Boot aus der Stadt, das einen Beamten trug, der nach seiner reichen Kleidung ein Mann von Bedeutung sein mußte. Dieser benachrichtigte ihn, daß seine Boten beim Kaiser angekommen seien, und dieser ihm die Erlaubniß gebe, sein Schiff in den Hafen zu bringen.

Am nächsten Morgen wurde er durch Boote nahe an die Stadt bugsiert. Augenblicklich füllte sich das Schiff mit einer Menge Menschen jeden Ranges vom Statthalter von Jeddo und den höchsten Beamten des Kaisers in ihren prachtvollen Gewändern bis zu den niedrigsten Dienern der Regierung in ihren Lumpen. Alle waren gleich ungeduldig, ihre Neugierde zu befriedigen und die tausend Wunder des fremden Schiffs zu betrachten. Ein Dolmetscher, der holländisch und einige Worte englisch sprach, aber sich am besten durch Zeichen verständlich machte, erklärte Cooper, daß bei Todesstrafe weder er noch seine Leute das Schiff verlassen dürften, was er durch sehr verständliche Zeichen erläuterte, indem er einen Säbel an seiner Kehle vorbeizog. Cooper war höflich gegen Alle, gewann bald ihr Vertrauen und versicherte ihnen, daß er nicht die Absicht habe, ihre Gesetze zu verletzen, sondern blos den Wunsch hege, dem Kaiser und der Regierung seinen guten Willen und den seiner Landsleute gegen die Japaner zu beweisen. Die Schiffbrüchigen, die er von der Insel und vom Wrack gerettet hatte, zeigten beim Abschiede die wärmste Dankbarkeit und umarmten ihn unter vielen Thränen.

Die Erlaubniß, das Schiff zu verlassen, erhielt Cooper nicht. Fortwährend blieben japanische Beamte am Bord, um zu verhindern, daß dieser Befehl überschritten werde. Um jede mögliche Verbindung mit dem Ufer abzuschneiden, wurde das Schiff von drei kreisförmigen Reihen von Booten umgeben, deren erste hun-

dert Fuß vom Schiff entfernt war, während die beiden andern in der gleichen Entfernung von einander standen. Die erste Reihe war an ein Schiffsseil gebunden und die Boote so dicht an einander gereiht, daß sie sich berührten und nichts zwischen ihnen hindurch konnte. Die Hintertheile der Boote waren gegen das Schiff gerichtet und auf ihnen Lanzen und Schwerter von sonderbaren Formen aufgestellt. Diese letztern steckten zum Theil in lackirten Scheiden und waren zum Theil entblößt, um den Fremden zu zeigen, daß man bereit sei, sich ihrer zu bedienen. Innerhalb des ersten Bootkreises, dem „Manhattan“ zunächst lag ein größeres Schiff, in welchem die Offiziere der Wache, denen die Beobachtung der Fremden oblag, sich aufhielten. Die Boote des zweiten Kreises waren nicht so gedrängt aufgestellt und die des dritten noch mehr zerstreut, aber die gesammte Zahl war erstaunlich groß und mochte sich wol auf tausend belaufen. So verwunderlich dieser Anblick für die Amerikaner war und so prachtvoll die Masse der Boote mit ihren Bannern und Spiegeen erschien, so verschwand der Eindruck gegen den, welchen die zahllosen Laternen mit ihren Malereien in der Nacht machten. Es war eine Scene, welche einem Zaubermärchen aus „Tausend und eine Nacht“ ähnlich sah.

Der „Manhattan“ lag vier Tage im Hafen und wurde während dieser Zeit auf kaiserlichen Befehl mit Holz, Wasser, Reis, Korn, Gemüse aller Art und lackirten Gefäßen versehen. Alles, was er brauchte, wurde geliefert und jede Bezahlung zurückgewiesen, aber man erklärte dem Kapitän, daß er nie wieder nach Japan kommen dürfe, wenn er nicht den Unwillen des Kaisers auf sich ziehen wolle. Der Statthalter versicherte ihm, der einzige Grund, warum man ihm diesen Aufenthalt in Japan erlaube, sei die Ueberzeugung, daß er kein übelwollender Mensch sein könne, da er sich so weit von seinem Wege entfernt habe, um arme Menschen, die ihm völlig fremd gewesen seien, wieder nach Hause zu bringen. Daher habe der Kaiser eine günstige Meinung von seinem Herzen und habe seinen Untergebenen befohlen, ihn mit Aufmerksamkeit zu behandeln und für alle seine Bedürfnisse zu sorgen.

Als der Statthalter Cooper im Gespräch sagte, daß er nie wieder nach Japan kommen dürfe, fragte der Amerikaner, wie er unter ähnlichen Umständen handeln sollte? Der Statthalter war in Verlegenheit, zuckte mit den Achseln und wieder-



Japanische Beamte.

holte nur, er dürfe nicht wiederkommen. Cooper fragte darauf, ob er seine japanischen Landsleute Hungers sterben oder ertrinken lassen solle, wenn er sie retten könne? Der Statthalter antwortete, er möge sie in einen holländischen Hafen bringen, aber nie wieder nach Japan kommen. Er sagte dies auf eine milde Art, aber mit vieler Festigkeit, als ob er den Willen des Kaisers ausspreche.

Am fünften Tage erklärte Cooper, daß er zur Abreise bereit sei, nur erlaube ihm der widrige Wind nicht, ins hohe Meer hinauszusegeln. Der Statthalter wollte nicht zugeben, daß Wind und Wetter einen Grund darbieten könnten, die Abfahrt zu verschieben, und fand wirklich ein Mittel, die Ungunst der Elemente zu besiegen. Nachdem Cooper die Anker gelichtet hatte, wurde eine Reihe von Booten an das Schiff angehaft. Man stellte je vier neben einander, und sie bildeten eine so lange Reihe, daß man sie nicht zählen konnte. Sie schienen etwa tausend zu betragen, und ihre Menge setzte die Schiffsmannschaft in Erstaunen. Die Ordnung auf dieser Flotte von Booten war vollkommen. Jedes wurde durch ein einziges Ruder in Bewegung gesetzt, an dem aber mehrere Menschen arbeiteten. Auf diese Art wurde der „Manhattan“ vier und eine halbe Meile weit ins Meer hinausgezogen, und der Offizier, der die Japaner befehligte, würde das Bugfieren noch weiter fortgesetzt haben, wenn Cooper ihm nicht gedankt hätte. Die Japaner nahmen den höflichsten Abschied von Cooper, der seine Segel aufzog und gegen Kamtschatka steuerte, während die lange Reihe von Booten mit einer langsamen und zierlichen Schwenkung nach Jeddo zurückruderte.

Der Staat, dessen Bürger Cooper war, erhielt durch die günstige Erledigung des Streits um das Oregongebiet einen langen Küstenstrich am Stillen Ocean. Auch bis Kalifornien waren die Pfadfinder aus dem Osten vorgedrungen, und an dem prächtigen Wasserbecken, in das der Sacramento und der San Joaquin ihre Gewässer ergießen, erhoben sich die ersten Gebäude, der schwache Kern, aus dem der Welthandelsplatz San Francisco sich entwickeln sollte. Die holländische Regierung vergaß nicht, in Japan auf diese veränderten Verhältnisse aufmerksam zu machen. Die Antwort des Siogun bestand in der Bitte, daß Holland den übrigen Staaten zwei im Jahre 1846 erlassene Gesetze bekannt machen möge. Das erste schärfte den Fremden die alte Bestimmung ein, daß japanische Schiffbrüchige nur von niederländischen oder chinesischen Schiffen in ihr Vaterland zurückgeliefert werden dürfen. Das zweite war ein unbedingtes Verbot, die Inseln und Küsten des Reichs aufzunehmen. Selbst den Japanern sei dies nicht gestattet, und wie dürften gar Fremde sich unterfangen, die äußern Umrisse eines Reichs zu zeichnen, das zu betreten ihnen verboten sei!

Die neuen Gesetze waren durch abermalige Besuche von Fremden hervorgerufen worden. Im Jahre 1846 kamen fast gleichzeitig zwei Geschwader an die Küste, ein französisches und ein nordamerikanisches. Ueber die Schicksale der französischen Kriegsschiffe, deren Anführer der Admiral Cecile war, haben die amtlichen Zeitungen ein merkwürdiges Stillschweigen beobachtet. Wir erfuhren durch sie weiter nichts, als daß der Admiral nicht den Auftrag gehabt habe, einen Handelsvertrag abzuschließen, und daß der Zweck der Reise allein der gewesen sei, die französische

Flotte und Flagge zu zeigen. Nachdem Cecile die Neugier der Japaner lebhaft erregt habe, sei er wieder abgefahren. Nach andern Berichten erfuhren die Franzosen eine demüthigende Zurückweisung und es wurde auf ihr Schiff gefeuert.

Die Amerikaner schickten in dem genannten Jahr zwei Schiffe, das Linienschiff „Columbus“ und die Fregatte „Vincennes“. Befehlshaber war Commodore Biddle, ein Bruder des bekannten Direktors der Vereinigten Staaten-Bank, dessen langer und erbitterter Kampf mit dem Präsidenten Jackson die Union bis hart an den Rand des Abgrundes führte. Am 20. Juli 1846 langte er am Eingange der Bucht von Jeddo an. Nicht lange, so war er von 4—500 kleinen Booten umringt, deren jedes mit 5—20 Mann besetzt war. Diese Boote wurden durch ein einziges Ruder im Hintertheil bewegt, und die Besatzung derselben war größtentheils unbewaffnet. Nach der Meinung der Amerikaner bestanden sie der Mehrzahl nach aus Privatbarken, die für diesen Anlaß gepreßt worden waren. Ein japanischer Beamter stieg an Bord der Fregatte und pflanzte einen Stock mit einem symbolischen Zeichen auf das Vordertheil des Schiffs, einen andern auf das Hintertheil. Sobald der Kapitän erfuhr, daß diese Handlung die Besitznahme des Schiffs bezeichnen solle, befahl er seinen Leuten die Stöcke wegzunehmen. Die Japaner erhoben keinen Einwand. Anfangs suchten sie selbst den Verkehr zwischen den beiden amerikanischen Schiffen zu verhindern, indem sie dieselben mit dreifachen Reihen von Booten umgaben; doch als der Commodore diese Schranken zu durchbrechen befahl, machten sie Platz. Einige trugen ein Schwert, nur wenige vom höchsten Rang zwei, ein langes mit einem Doppelgriff und ein kurzes. Die Japaner, die sich hier zeigten, sahen im Allgemeinen besser aus als die Chinesen und schienen diesen in jeder Hinsicht überlegen.

Obgleich die beiden Schiffe zehn Tage vor Anker lagen, betrat kein Amerikaner das Land. Die kaiserlichen Beamten benahmen sich äußerst höflich und wohlgesittet. Sobald sie ihrem Gesolge aus dem Gesicht waren, zeigten sie sich auch gesellschaftlich, sprachen viel und tauschten sogar mit den Amerikanern kleine Geschenke aus, wie Fächer und ähnliche Sachen. Ueber auswärtige politische Ereignisse waren sie ausnehmend gut unterrichtet und hatten sogar von der Drogenfrage gehört. Sie erfuhren dieses Alles von den Holländern, welche die förmliche Verpflichtung hatten, die Behörden mit Allem bekannt zu machen, was draußen in der Welt vorging. Ein japanischer Dolmetscher, der sehr gut holländisch verstand, vermittelte die Unterredung.

Commodore Biddle sollte auf einen Handelsvertrag antragen. Als die Hafenbeamten an Bord kamen, um nach dem Begehren der Fremden zu fragen, antwortete er: „Die Vereinigten Staaten wünschen in Erfahrung zu bringen, ob nicht auch Japan, wie China es gethan hat, seine Küsten dem auswärtigen Verkehr öffnen wird. Ist dem so, dann gedenkt Amerika einen Handels- und Freundschaftsvertrag, ähnlich wie mit China geschehen ist, abzuschließen.“ Nach sieben Tagen traf die Entscheidung des Hofes ein. Sie enthielt eine Ablehnung in den höflichsten Formen. Der Siogun erklärte: „Japan wird keine neuen Häfen eröffnen, keinen Handelsvertrag abschließen“, und richtete an die Schiffe die Auf-

forderung, zu gehen und nicht wieder zu kommen. Bei ihrer Abfahrt ließen sich die beiden Schiffe von der ganzen japanischen Barkenflotte bugfieren. Die Boote wechselten Signale unter einander und bewegten sich mit großer Ordnung.

Nordamerika unterhielt jetzt in den chinesischen Meeren eine Kriegsflotte, um die Interessen seines Handels wahrzunehmen. Im Jahre 1849 lief bei dieser Meldung ein, daß sechzehn amerikanische Matrosen an der Küste von Japan gescheitert seien und gefangen zurückgehalten würden. Der Befehlshaber der Station ließ sogleich das Kriegsschiff „Preble“ unter Glynn abgehen. Als Glynn den Küsten von Japan nahe kam, hörte er, daß auf allen Vorgebirgen Signalkanonen abgefeuert wurden, und sah Nachts auf den Bergen Feuer leuchten. Diese Anstalten bereiteten ihn auf den Empfang vor, der im Hafen von Nagasaki seiner wartete. Kaum hatte er sich am Eingange gezeigt, so führen ihm verschiedene große Boote entgegen und befahlen ihm umzukehren. Er durchbrach die Reihen und ankerte an der Stelle, die er dazu ausersehen hatte. In den nächsten Tagen ruderte Boot auf Boot in die Bucht, und jedes war mit Soldaten gefüllt. Diese Truppen bezogen auf den hochliegenden Küsten, welche den Ankerplatz der Amerikaner umgaben, ein Lager. Auf den Bergen führten die Japaner in Zwischenräumen Batterien auf, deren sechzig schwere Geschütze ihre Mündungen drohend auf das fremde Schiff richteten.

Glynn ließ sich durch diese Drohungen nicht schrecken und forderte die Herausgabe der Gefangenen. Zuerst gab man hochmüthige Antworten; doch als der Amerikaner rundweg erklärte, er werde Gewalt brauchen und seine Regierung besitze Mittel genug, die Japaner zu einem menschenfreundlicheren Betragen zu zwingen, wurde man höflich und versprach die Ueberlieferung der Gefangenen binnen zwei Tagen. Die Japaner hielten pünktlich Wort und Glynn kehrte auf seine Station an der chinesischen Küste zurück. Die Matrosen waren fast siebzehn Monate gefangen gewesen und erzählten viel von der unmenschlichen und grausamen Behandlung, die man sich gegen sie erlaubt habe. Gernern wir uns, wie man Golownin und seine Ruffen, die man für Feinde hielt, behandelte, so müssen wir der Vermuthung Raum geben, daß die Amerikaner, wenn man ihnen wirklich mit unmenschlicher Härte begegnete, durch ihr eignes Betragen volle Veranlassung dazu gegeben haben werden. Ihre Erzählung, daß man sie mit dem Tode bedroht habe, wenn sie nicht das Bild des Erlösers, „des Teufels von Japan“, mit Füßen träten, ist ganz bestimmt eine Lüge.

Auf der nordamerikanischen Flotte befand sich ein Offizier, der die verschlossenen Küsten Japans jahrelang nicht aus den Gedanken verlor. Dieser Mann war der Commodore Perry. Als guter Patriot begeisterte er sich für den Plan seiner Landsleute, die Frachtfahrer der ganzen Welt zu werden. Nachdem Kalifornien in Folge der Entdeckung von Goldlagern einen beispiellosen Aufschwung genommen und der nordamerikanische Handel im Stillen Ocean sich in reißenden Fortschritten entwickelt hatte, war der Gedanke gar nicht so ausschweifend, den ganzen Verkehr zwischen dem Osten und Westen über Nordamerika zu leiten. Eine Eisenbahn vom Stillen zu dem Atlantischen Ocean, von den Nordame-

rikanern mit zärtlicher Vorliebe für den riesigen Gedanken als Mammuthbahn bezeichnet, war projectirt, eine Dampfschiffahrtslinie nach den Sandwichsinseln eröffnet und eine Verbindung zwischen San Francisco und Kanton mittelst dreier Linien in der Vorbereitung begriffen. Für diesen Verkehr brauchte man Zwischenplätze, die außerhalb Japans nicht zu finden waren, und Kohlenstationen, die ebenfalls bloß dort angelegt werden konnten. Auch die Walfischfahrer forderten Berücksichtigung, denn ihre Zahl hatte sich in kurzer Zeit so vermehrt, daß in einem einzigen Jahre 176 dieser Schiffe durch die Straße von Sangar gefahren waren.

Perry begann damit, alle Bücher über Japan, deren er habhaft werden konnte, zu studiren. Alles, was er las, bekräftigte ihn in der Ueberzeugung, daß die Eröffnung eines Verkehrs mit Japan nicht so schwer sein könne, als man gewöhnlich glaube. In frühern Zeiten waren die Japaner ein gastfreies, zum Handel geneigtes Volk gewesen, und nur politische Ereignisse, seit denen zwei Jahrhunderte verflossen waren, hatten ihnen eine andere Politik aufgenöthigt. Daß alle bisherigen Versuche, in einem Hafen des Landes Zutritt zu gewinnen, ohne Erfolg geblieben waren, änderte Perry's Ansichten nicht. Die Portugiesen hatte man wegen ihrer frühern Einmischung in die Landesangelegenheiten ausgeschlossen. Die Engländer waren zu zwei verschiedenen Zeiten abgewiesen worden, das erste Mal wegen der Verbindung ihres Königs mit einer portugiesischen Prinzessin, das zweite Mal, weil sie sich Gewaltthatigkeiten erlaubt hatten. Das Mißlingen der russischen Versuche konnte am wenigsten geltend gemacht werden. Die Japaner mußten gegen dieses Volk wol mißtrauisch sein, da dasselbe mehrere der Kurilen weggenommen, auf unstreitig japanischem Gebiet Bekehrungsversuche gemacht und zuletzt mitten im Frieden mehrere Ueberfälle ausgeführt hatte. Was endlich die Holländer betraf, so hatten sie durch ihre zu große Unterwürfigkeit gefehlt und die hochmüthigen Asiaten dadurch in dem Gedanken bekräftigt, daß ein Verkehr mit Fremden, die sich selbst auf eine so tiefe Stufe stellten, der Mühe nicht verlohne.

Diese Gedanken entwickelte Perry in einer Denkschrift, die er der Regierung überreichte. Die politischen und commerciellen Vortheile, die der Plan in Aussicht stellte, waren bedeutend genug, um zu einem Unternehmen in größerem Maßstabe anzuspornen; daß man sich nur von einem solchen Erfolg versprechen dürfe, war gewiß. Ein unbewaffnetes Handelsschiff machte gewiß dieselben Erfahrungen, welche bisher allen Völkern beschieden gewesen waren während eine Kriegsflotte mit schweren Geschützen den Verhandlungen, die man mit Ruhe und Würde zu führen hatte, Nachdruck verlieh. Die Regierung hatte daher Recht, daß sie, als sie den Plan ihres Commodore genehmigte, ein ganzes Geschwader abzuschicken beschloß. Sie wählte für die Reise die Dampfschiffe „Mississippi“, „Princeton“ und „Alleghany“, das Linienschiff „Vermont“, die Kriegsschaluppen „Bandalia“ und „Macedonian“ und die bewaffneten Vorrathsschiffe „Supply“, „Lexington“ und „Southampton“. Im Stillen Oeean sollten sich ferner das Dampfschiff „Susquehanna“ und die Kriegsschaluppen „Saratoga“ und „Plymouth“ anschließen. Der „Princeton“ konnte nicht rasch genug in Stand gesetzt werden und wurde durch den „Powhattan“ ersetzt.

Steger, Japan.

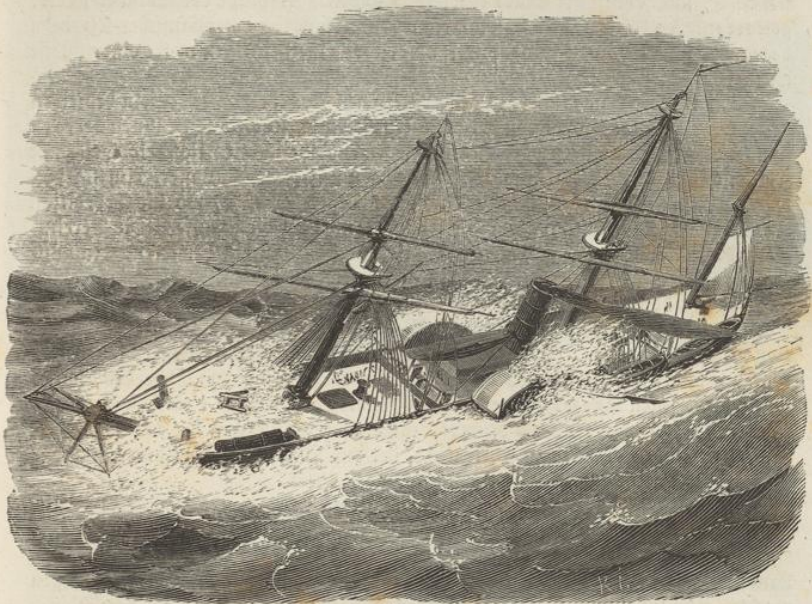
Kaum war der Beschluß der Regierung bekannt geworden, als sich Männer der Wissenschaft aus allen Theilen der Welt erboten, die Reise mitzumachen. Der namhafteste und nützlichste von allen war unser Landsmann Siebold, aber auch er wurde gleich allen übrigen mit seiner Bitte abgewiesen. Der nordamerikanische Bericht über die Expedition sagt mit dürren Worten, daß man gegen den deutschen Gelehrten den Argwohn gehegt habe, er werde viel zu sehr im holländischen, wenn nicht gar im russischen Interesse handeln, um seine Verwendung räthlich zu machen. Hatte man dieses Motiv wirklich, so erklärt sich schwer, wie man die holländische Regierung ersuchen konnte, mittelst des Handelsvorstehers auf Desma zur Beförderung der friedfertigen und freundschaftlichen Sendung des Commodore Perry mitwirken zu wollen. Mißtrauen gegen einen Gelehrten, der im Interesse seiner Wissenschaft einer Regierung einmal gedient hat, und volles Vertrauen zu eben dieser Regierung lassen sich miteinander nicht vereinigen. Die Gründe, welche gegen Dr. Siebold sprachen, werden dieselben gewesen sein, durch die der Ausschluß aller Gelehrten überhaupt herbeigeführt wurde. Die Schiffe sollten keine andern als nautische und politische Zwecke verfolgen. Man mußte ihnen eine starke Mannschaft geben, die den ganzen Raum in Anspruch nahm. Die strengste militärische Controlo war nothwendig, und von Gelehrten ließ sich nicht erwarten, daß sie sich dem Zwang der Schiffszucht gern unterwerfen würden. Aus diesen Gründen schloß man sie ganz aus.

Am 24. November 1852 lief Perry aus der Bai Norfolk aus und fuhr Mittags am virginischen Vorgebirge Henry vorbei. Als die Sonne in die Wellen hinabsank, verlor er die weißen Dünen des Strandes aus dem Gesicht und nahm auf lange Zeit vom nordamerikanischen Boden Abschied. Die Passatwinde beschleunigten seine Fahrt, so daß er am 13. Dezember in der Bucht von Funchal auf Madeira Anker werfen konnte. Vier Tage später zeigte sich der Pfl von Teneriffa in weiter Entfernung über den Wolken. Der Neujahrstag wurde unter der Linie gefeiert. Die Luft hing dunstig und schwer über den Schiffen, kein Lüftchen regte sich, die Hitze war kaum zum Ertragen, von Zeit zu Zeit fiel ein Regen, der aber ebenfalls warm war. Die Taufe, die beim Ueberschreiten der Linie gewöhnlich vorgenommen wird, unterblieb für dieses Mal. Am 10. Januar 1853 legte man unter den nackten Felsen der Jamesbai von St. Helena an. Den Offizieren blieb kaum so viel Zeit, das Grab Napoleon's zu besuchen, denn noch an demselben Abend wurden die Anker wieder gelichtet.

Als am 24. Januar 1853 die Sonne aufging, hatte man die südwestliche Küste von Afrika vor Augen. Der Wärmemesser stand auf 23°, Kormorans und Möven flogen in ganzen Schaaren umher, auf den weißen Sandbänken der Küste standen Pinguins. Weiter landeinwärts zeigten sich Hügel mit Gestrüpp bedeckt, aber keine Spur von Wasser. In der Tafelbai, die man beim Dunkelwerden erreichte, lagen über sechzig große Schiffe, zwischen denen eine Anzahl von Fischerbooten, die mit Malaien oder Chinesen bemannt waren, umherfuhren. Nachmittags setzte der Tafelberg seine Wolkenhaube auf, und die altbekannte Vorbedeutung bewährte sich auch diesmal. Es erhob sich ein Sturm, der die Schiffe wie Nußschalen

im Wasser umhertanzen ließ. Man besud die Schiffe mit lebendem Schlachtvieh, so viel sie davon fassen konnten und fuhr dann weiter.

Am 2. Februar hatte man das Vorgebirge umschifft, am 9. März, als die Nacht eben angebrochen war, sah man die Lichter des Leuchtturms, der auf der Südspitze von Ceylon steht, über den Wellen schimmern. Um Mitternacht kam der Lootse in einem der eigenthümlichen Boote, welche hier beginnen, an Bord. Das ganze Fahrzeug besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm und ist nicht breiter als 15—18 Zoll. Dabei ist es so niedrig, daß man an den Seiten, um das Herein-



Der Dampfer „Mississippi“ im Teifu.

schlagen der Wellen zu verhindern, dünne Breter befestigen muß. Das Umschlagen wird durch Ausleger verhindert, das heißt durch Stangen von 6—8 Fuß Länge, die hinten und vorn in rechten Winkeln vom Boote ausgehen, und an deren Ende wieder ein 6—8 Zoll langer Balken diagonal mit dem Fahrzeug befestigt ist. Dieser Balken kann weder unter sinken, noch aus dem Wasser gehoben werden, und das kleine Boot wird durch ihn sicherer als ein größeres Fahrzeug, das nach allen Regeln der Schiffsbaukunst gezimmert ist. Als die Nordamerikaner Point de Galle verließen, begegneten sie Fischerbooten derselben Bauart auf offenem Meere, 12—16 Meilen von der Küste entfernt.



Das nächste Reiseziel war Singapur, eine kleine Insel im südlichen Asien, vor der äußersten Spitze der Halbinsel der Malaien, die vor vierzig Jahren noch kaum bekannt war und von Niemand beachtet wurde, und die jetzt eine Stadt mit 63,000 Menschen trägt. Im Jahre 1819 war die Insel das werthlose Eigenthum eines malaiischen Sultans, als Sir Thomas Stamford Raffles mit dem praktischen Blick eines Engländer's erkannte, daß an diesem Ort in der unmittelbaren Nähe einer großen Seehandelsstraße und mitten unter einer Menge vereinzelter Niederlassungen eine blühende Kolonie gegründet werden könne. Singapur hob sich rasch, und jetzt ist die Stadt einer der Haupthandelsplätze der indischen Meere geworden. In der Straße von Malakka war Perry sieben amerikanischen Klippern begegnet, im Hafen von Singapur fand er bloß einen einzigen unter einer Masse chinesischer Dschunken.

Die weitere Fahrt führte in den chinesischen Archipel. Die Inseln desselben bestehen aus Granitmassen von der schönsten Bildung, und zwischen ihnen bedecken immer Dschunken von allen Größen und Formen, theils mit Fischerei, theils mit Küstenschiffahrt beschäftigt, in allen Richtungen weithin das Wasser. Am 8. April war man in Hongkong und hatte damit den Punkt erreicht, wo die Expedition eigentlich begann, denn hier war der Sammelpunkt für die Schiffe. Die Vereinigung derselben ließ sich jedoch erst in Schanghai vollständig bewirken. In Wuschang, an der Mündung des Yangtsekang, versorgten sich die Schiffe mit Kohlen und nahmen dann die Richtung auf die Gruppe der Liukiu.

In diesem Theile der chinesischen Meere begegnet der Schiffer eigenthümlichen Lufterrscheinungen. Die auffallendste ist ein dichter, ganz weißer Nebel, der oft Tage lang das Meer bedeckte, so daß man kaum von einem Ende des Schiffs zum andern sehen konnte. Zuweilen schwebte dieser Nebel 30 — 40 Fuß über dem Meere, so daß man wol den Rumpf, nicht aber die Masten der andern Schiffe wahrnahm. Auch ein Teifun fehlte nicht, der aus Südosten heranstürmte und das Geschwader derb schüttelte.

Am 20. Mai sah man Land und beschäftigte sich diesen ganzen Tag damit, die Waffen in Stand zu setzen. Es war leicht möglich, daß das Spiel ein blutiges wurde, und man übte daher die Matrosen in der Behandlung der Geschütze. Das Land, das man sah, war eine Insel, deren Durchmesser etwa zwei Meilen betragen mochte. Ihr südwestliches Ufer bestand aus Felsen, die senkrecht aus dem Wasser aufstiegen, die übrigen Seiten verflachten sich allmählig zu ausgedehnten Feldern, die, im üppigsten Grün prangend, von Baumgruppen unterbrochen waren und einen höchst anmuthigen Anblick gewährten. Die Amerikaner segelten im Laufe des Tags wol an zwanzig solchen Inselchen vorbei, kamen aber nie nahe genug, um Bewohner wahrnehmen zu können. Gegen Sonnenuntergang ankerten sie in der Bucht von Napa und nun begann ihre eigentliche Mission.